

ZWEI

Castañedas Projekt einer phänomenologischen Ontologie

Inhalt:

I. Castañedas Methodologie und das Projekt einer phänomenologischen Ontologie	58
1. Grundzüge von Castañedas Methode und die strikt internalistische Fassung des phänomenologisch-ontologischen Projekts	58
1.a Castañeda verfolgt das Projekt einer phänomenologischen Ontologie, das methodisch durch den Dualismus von Datenerhebung und Theoriebildung sowie durch einen Theorienpluralismus gekennzeichnet ist	58
1.b Obwohl das phänomenologische Programm explizit metaphysisch neutral sein soll, ist seine Motivierung durch die skeptische Reflexion nur sinnvoll, wenn man ihm eine internalistische Fassung gibt, die metaphysische Implikationen hat	62
1.c Wenn wir Philosophen aus der Konfrontation mit skeptischen Angriffen zu recht Konsequenzen für unser philosophisches Programm ziehen sind, dann muß sie uns zur Antwort auf den anti-skeptischen Vorwurf befähigen, der Skeptiker unterstelle grundlos eine ‚fundamentalistische‘ Epistemologie	64
1.d In unserer skeptischen Reflexion motiviert die Erfahrung eines epistemischen Kontrastes zwischen intern registrierbaren Inhalten und vermeintlichen Wahrheiten über die äußere Welt die Auffassung, daß letztere inhaltlich strikt internalistisch konstituiert sind	66
2. Gewöhnliche Gegenstände in einer internalistischen Ontologie	71
2.a Die durch die skeptische Reflexion motivierte internalistische Auffassung der die äußere Welt betreffenden Inhalte läßt sich nicht im Stil einer ‚Zwei-Faktoren-Semantik‘ um eine Ebene von Sachverhalten ergänzen, die in einem robusteren Sinn Elemente der äußeren Welt sind	71
2.b Bereits das internalistisch verstandene Projekt einer phänomenologischen Ontologie legt eine Proto-Konzeption nahe, derzufolge gewöhnliche wirkliche Dinge Bündel von Eigenschaften sind, die von einer nur mit einem empirischen Begriff erfassbaren Beziehung zusammengehalten werden	75
2.c Belege dafür, daß unsere philosophische skeptische Reflexion bereits im Alltagsbewußtsein vorgezeichnet ist, kann nur eine Untersuchung der gewöhnlichen Semantik indexikalischer Ausdrücke und speziell des Indikators ‚ich‘ ans Licht bringen	78
II. Grundzüge und einige Probleme der allgemeinen Theorie der Gestaltungen	81
1. Wesentliche Prinzipien der Gestaltungstheorie und Erläuterung ihrer ‚kanonischen Notation‘ ...	82
1.a Die allgemeine Gestaltungstheorie (GT) ist eine Semantik-cum-Ontologie, die Freges Dualismus von Sinn und Bedeutung vermeidet, eine Mehrzahl von Prädikationsformen annimmt und Quantifikation gegenüber Existenz als neutral betrachtet	82
1.b Weitere wichtige Aspekte sind: 1. Individuum und Operator; 2. Variablenschreibweise; 3. Eigenschafts- und Propositionen-Ebene; 4. Abkürzungen für Prädikationen	87
1.c Eine Grammatik für GT läßt sich rekursiv so angeben, dass die Eigenschafts- und die propositionale Ebene auseinander gehalten werden	90
2. Ein Problem mit der Konflation und zwei Problembereiche bei der Analyse konsubstanziativer und konsoziativer relationaler Aussagen	93
2.a Der nicht-fregesche Charakter von GT verlangt, daß Gestaltungen nicht mittelbar durch Gestaltungen höheren Grades charakterisiert werden, sondern nur durch ihr Konflatiertsein mit einer unmittelbar gedachten Gestaltung; doch es ist fraglich, ob derartige Analysen den Inhalt ihrer Analysanda wiedergeben	93
2.b Es gibt einen halb-weltlichen Gebrauch der Konsoziation C**, der besonders dazu dient, mit Aspekten fiktionaler Diskurse umzugehen, die sich einer Analyse mittels Geschichten-Operatoren entziehen	96

2.c Mit Blick auf Relationen ist weder das ursprüngliche noch ein verändertes Kompossibilitätsprinzip für die Konsubstanziation C* mit Castañedas Auffassung fiktionaler Diskurse vereinbar; doch relationale Aussagen über Wirkliches erfordern ein solches Prinzip.	100
2.d Castañedas explizite Prinzipien für C** in attribuierenden Kontexten erfordern besonders hinsichtlich der Beziehung von C** zu C* Korrekturen; es läßt sich jedoch ein ganz allgemeines Kopplungsprinzip für relationale Prädikationen in beiden Formen angeben.	104

Programm von ZWEI:

Im Schlußabschnitt von Teil EINS habe ich ausgehend von den theoretischen Grundpositionen, die es einerseits Loar, andererseits Sellars unmöglich machen, die phänomenologische Reflexion angemessen zu verstehen, auf äußerst abstrakte Weise eine Auffassung charakterisiert, die sie verständlich zu machen verspricht. Ich glaube, daß Hector-Neri Castañeda eine allgemeine Ontologie und Wahrnehmungstheorie entwickelt hat, die ganz eindeutig von dem abstrakt angegebenen Typus ist.

In diesem Teil ZWEI werde ich Castañedas methodologischen Auffassungen und seine allgemeine ontologische Theorie, die *Theorie der Gestaltungen*, so weit einführen, daß ich über eine stabile Grundlage verfüge, auf der ich seine Theorie der Wahrnehmung diskutieren kann.

In *Abschnitt I* stelle ich zunächst in *Unterabschnitt 1* seine Methodologie und sein Programm einer phänomenologischen Ontologie dar; in *Unterabschnitt 2* entwickle ich aus einem strikt internalistischen Verständnis der Ontologie eine Proto-Konzeption davon, wie gewöhnliche Gegenstände in einer solchen Ontologie aufgefaßt werden müssen. Meine These ist, daß das wichtigste Element der Gestaltungstheorie, nämlich die Selbigkeitsbeziehung der *Konsubstanziation*, die theoretisch spezifizierte Entsprechung des in dieser Proto-Konzeption Gedachten ist.

Abschnitt II dient der genaueren Vorstellung und internen Diskussion der allgemeinen, d.h. von speziellen Aspekten der Wahrnehmungstheorie noch freien Gestaltungstheorie. Da ich mich einerseits eher Castañedas Grundposition als den Details seiner Ontologie verbunden fühle, lege ich in *II.1* Wert auf die Unterscheidung zwischen wesentlichen Prinzipien von Castañedas ontologischem Projekt und zentralen Prinzipien der ausgeführten Theorie selbst. Da andererseits eine Auseinandersetzung mit Castañedas Wahrnehmungstheorie nur möglich ist, wenn man die ausgeführte Gestaltungstheorie selbst kennt, diskutiere ich in *II.2* einige zentralen Problembereiche der Theorie. Der wichtigste ergibt sich aus der Annahme einer Pluralität von Prädikationsformen und aus dem Umstand, daß die Theorie auf den ersten Blick auf Prädikationen monadischer (einstelliger) Eigenschaften zugeschnitten zu sein scheint. An dem gut studierbaren ‚Testfall‘ gemischt wirklichkeitsbezogener und fiktionaler Diskurse wird sich zeigen, daß gestaltungstheoretische Analysen in diesem Problembereich recht kompliziert werden, aber grundsätzlich möglich sind. Damit ist gesichert, daß eine gestaltungstheoretische Auffassung der Wahrnehmung nicht bereits deshalb in Schwierigkeiten gerät, weil sie mit relationalen Prädikationen oder Formulierungen von Wahrnehmungsinhalten, die Prädikationsstrukturen in unterschiedlicher Verwendung einschließen, nicht umgehen kann.

I. Castañedas Methodologie und das Projekt einer phänomenologischen Ontologie

1. Grundzüge von Castañedas Methode und die strikt internalistische Fassung des phänomenologisch-ontologischen Projekts

1.a Castañeda verfolgt das Projekt einer phänomenologischen Ontologie, das methodisch durch den Dualismus von Datenerhebung und Theoriebildung sowie durch einen Theorienpluralismus gekennzeichnet ist.

Castañeda hat seinen methodologischen Auffassungen ein ganzes Buch mit dem Titel *On Philosophical Method* (1980) gewidmet hat, doch wichtige Erläuterungen und Ergänzungen finden sich verstreut im ganzen Werk.¹ Vier zentrale Aspekte lassen sich unterscheiden:

1. *Ontologisches Programm.* Das philosophische *Programm*, auf das die Methodologie zugeschnitten sein soll, ist das einer *phänomenologischen* oder auch primären *Ontologie*.
2. *Systematik der Disziplinen.* Die Methodologie sieht eine Systematik der philosophischen Disziplinen vor, nach der auf eine datensammelnde und -aufbereitende *Proto-Philosophie* eine pluralistische theoriebildende *Sym-Philosophie* und schließlich eine *Dia-Philosophie* folgen soll, der die entwickelte Theorienvielfalt als Informationsinput dient.
3. *„Metaphysischer Internalismus“.* Der durch das Adjektiv „phänomenologisch“ ausgedrückte Status des philosophischen Programms ist insbesondere motiviert durch die Auseinandersetzung mit radikalen skeptischen Angriffen. Zumindest in der Spezifikation, in der Castañeda das Programm selbst verfolgt, liegt ihm eine minimale metaphysische Position zugrunde, die seine Reaktion auf die skeptischen Angriffe darstellt und die er *Metaphysischen Internalismus* nennt.
4. *Sprachliche Daten.* Eine wichtige Unterdisziplin der Proto-Philosophie bildet die *phänomenologische Linguistik*, die aus sogenannten *semantisch-syntaktischen Kontrasten* ontologisch relevante Aspekte herausarbeiten soll. Aufgrund der zentralen Stellung dieser Teildisziplin bezeichnet Castañeda seine Methode auch als *empirischen semantisch-syntaktischen Strukturalismus*.²

Die phänomenologische Ausrichtung als Reaktion auf radikale skeptische Angriffe diskutiere ich ab 1.b; einen kleinen, für die Wahrnehmungstheorie wichtigen Ausschnitt der phänome-

¹ Der zweite große methodologisch relevante Text ist *T86SelfProfile*. (Laut mündlicher Mitteilung von F. Orilia hat Castañeda diese Arbeit als seine ‚Kritik der reinen Vernunft‘ bezeichnet, die seine ‚Kritik der praktischen Vernunft‘ ergänze, nämlich *Thinking and Doing*; das Vorbild ist tatsächlich ein „Traktat von der Methode“ (Kant, *KrV* B XXII).)

² Die Bezeichnung wird eingeführt in *OPM*, S. 13; inhaltlich siehe besonders *OPM*, S. 44-56. Ich werde in der Arbeit nicht versuchen, aus Castañedas eher an Beispielen orientierter Exposition des Konzepts solcher Kontraste eine systematische Auffassung herauszuarbeiten. Der Begriff ist de Saussures Konzept der *Opposition* verpflichtet; siehe seine *Grundfragen*, S. 101-102.

nologischen Linguistik werde ich in Abschnitt III von Teil VIER diskutieren. Hier werde ich andere wichtige Aspekte der Methodologie erläutern, die im weiteren entweder keine besondere Rolle spielen werden oder wenigstens an der Oberfläche so einfach sind, daß eine kurze Erörterung ausreicht.³

(i) *Erforschung der allgemeinsten Struktur von Welt und Erfahrung.*

Die offizielle Bestimmung des phänomenologisch-ontologischen Programms besagt, es bestehe in der Erforschung der allgemeinsten Strukturen der Welt, in der man sich selbst vorfindet sowie der durchdringsten Muster des eigenen Erfahrens und Denkens dieser Welt.⁴ Wichtig ist hier zuallererst, mit „Welt“ nicht einseitig den Gedanken an eine Ganzheit *theoretisch* erfahr- und erforschbarer wirklich existierender Dinge oder Teilchen zu verbinden und das ‚Erfahren und Denken dieser Welt‘ entsprechend zu verstehen. Man kommt dem Gemeinten näher, wenn man von dem Erfahren und Denken ausgeht. Castañeda versteht hier unter Welt eher ein strukturiertes Ganzes der objektiven Korrelate unseres Erfahrens und Denkens, wobei *alle* Typen von Erfahren und Denken in Betracht kommen: Es sei, so Castañeda, ein und dieselbe Welt, die wir erkennen, über die wir Theorien bilden, auf die wir handelnd einwirken, auf die wir emotional reagieren und auf die wir ästhetisch reagieren.⁵

(ii) *Keine methodische Kluft zwischen Philosophie und Einzelwissenschaften.*

Die Philosophie unterscheidet sich, jedenfalls in ihrer phänomenologisch-ontologischen Variante, von den empirischen Einzelwissenschaften *nicht* durch eine methodische Kluft, sondern durch ihren extrem allgemeinen Charakter. Dieser eher relative Unterscheidungsgrund bringt es mit sich, daß häufig Probleme nicht eindeutig einer Einzelwissenschaft oder der Philosophie zugeordnet werden können.⁶

(iii) *Allgegenwärtige, doch nichtsdestotrotz empirische Daten.*

Wegen der extremen Allgemeinheit der Philosophie kann letztlich jedes erfahrene Einzelelement der Welt als philosophische Informationsquelle dienen.⁷ Doch diese weitgehende Belie-

³ Sofern ich nichts Kritisches anmerke, beurteile ich das Gesagte entweder als derart offensichtlich korrekt, daß man es nur auszusprechen braucht, oder wenigstens als *prima facie* hinnehmbar, solange die Anwendung nicht im Einzelfall zu Schwierigkeiten führt. – Castañeda ist sich übrigens *vollkommen* im Klaren über den problematischen Status methodologischer Maximen in der Philosophie: Die philosophische Methode besitze die Anti-Augustinische Eigenschaft: Man wisse sehr gut, was die korrekte Methode ist, wenn man gerade *keine* Philosophie betreibt, aber man weiß es oft nicht, wenn man mit einem bestimmten philosophischen Problem befaßt ist. (Siehe *OPM*, S. 16)

⁴ *OPM*, S. 13; *Welt, in der man sich selbst findet*: „the world one finds oneself in“; *der durchdringsten Muster*: „most pervasive patterns“.

⁵ „... it is one and the same world that we cognize, theorize about, act upon, suffer emotionally, and react esthetically to.“ (*J/P-Objects*, S. 95) (Den emotionalen Aspekte habe ich etwas neutraler übertragen.)

⁶ *OPM*, S. 25-27; exemplarisch von S. 26: „Physics, the queen of sciences, studies structural aspects of maximal pervasiveness and generality among the sciences. Characteristically philosophical problems are ... of even greater pervasiveness and generality.“ S. 27: „The difference between philosophy ... and the sciences is to a large extent arbitrary ...“.

⁷ *OPM*, S. 29: „Any experience whatever, or any entity whatever is a source of philosophical questions. Consider, for instance, a *comma*, the one I have just written ...“ Das Beispiel zeigt, daß auf

bigkeit dessen, woran man philosophische Daten auffindet, darf nicht so mißdeutet werden, als geschehe der Informationsinput in der Philosophie *apriori*.⁸

(iv) *Drei Datenquellen.*

An Sorten von Datenquellen, die Castañeda für sinnvoll hält und aus denen er selbst dann und wann schöpft, kann man mindestens unterscheiden: 1. sogenannte introspektive Reflexion auf die eigene momentane Erfahrung; 2. Ergebnisse der Einzelwissenschaften; 3. Ergebnisse der phänomenologischen Linguistik, speziell solche, die semantisch-syntaktische Kontraste betreffen.⁹ Da die introspektive Reflexion die phänomenologische Methode im klassischen Sinn kennzeichnet, Castañeda jedoch sein ganzes Projekt als phänomenologisch und seine Methode zugleich als Strukturalismus bezeichnet, unterscheide ich gelegentlich die phänomenologische Reflexion im klassischen Sinn als *lokale Phänomenologie*.

(v) *Reichhaltige vielgestaltige Daten und Versuch der Ausschaltung theoretischer Hintergrundannahmen.*

Im ersten Moment klingt die Rede von ‚Daten‘ als Grundlage der philosophischen Theoriebildung so, als würde eine ohnehin fragwürdige fundamentalistische Auffassung des Verhältnisses wissenschaftlicher Theorien zu Beobachtungen auf die Philosophie übertragen. Doch ganz im Gegenteil steht hinter Castañedas Konzept der Proto-Philosophie die skeptische Überzeugung, daß keine philosophische Theorie endgültig beweisbar ist.¹⁰ Zum einen kann jede vermeintliche Information, die als Input philosophischer Überlegungen geeignet scheint, im Prinzip ignoriert werden. Zum anderen ist das Verhältnis von Einzelinformationen zu theoretischen Prinzipien allenfalls scheinbar das einer logischen Implikation. Wo eine Information einen Theoriebestandteil oder seine Negation logisch zu implizieren scheint, erweist sich die Beziehung tatsächlich als durch Hintergrundannahmen vermittelt, die dem Theoretiker gar nicht explizit bewußt sein müssen.¹¹ Castañedas zentrale Maximen für den Umgang mit Daten lassen sich am besten als Reaktion auf diese heikle epistemische Lage verstehen: (a) Man sollte zu einem philosophischen Thema *reichhaltige* und *komplexe, verschiedenartige* Daten

der allerletzten Ebene wirklich Einzelphänomene die Informationen liefern, obwohl man oft abkürzend auf Erfahrungstypen verweist.

⁸ Siehe *OPM*, S. 30.

⁹ Alle drei Sorten von Quellen findet man etwa im großen Wahrnehmungsaufsatz *PBS* genutzt; Sorte 1 etwa in Abschnitt 4, S. 289-90; Sorte 2 in Abschn. 5 zur Geometrie visueller Felder, S. 290; Sorte 4 in Abschn. 9 zur Attribution von Wahrnehmungsepisoden, S. 293.

¹⁰ *OPM*, S. 115: „... it is very common to find philosophers asking other philosophers for proofs ... for their philosophical theories. Clearly, the request that a philosopher deduce his theory from his data is a grave error.“ - Siehe *T83PlantingaAntwort*, S. 333: „...the connection from the data to theory is not deductive.“ Er fügt hinzu, das Verlangen nach einer Implikation zwischen Daten und Theorien führe zu einer starken Version epistemologischen Fundamentalismus, und macht deutlich, daß ihm diese nicht attraktiv erscheint.

¹¹ *Refutations*, S. 240: „... perhaps no theory can be refuted, except within a network of assumptions within its own approach. Obviously, a refutation will have its premises. Equally obvious, the one who defends a theory through thick and thin can always find in those refutations at least one premise that he can reject. ... Philosophical theories, at least the comprehensive ones, cannot be refuted.“

sammeln.¹² Wie man sich selbst leicht klar macht, erhöht nämlich die Verschiedenartigkeit die Wahrscheinlichkeit, daß man auf Aspekte trifft, die mit den impliziten theoretischen Hintergrundannahmen zumindest nicht auf den ersten Blick harmonieren. Dadurch hat man eine Chance, sich der eigenen Hintergrundannahmen bewußt zu werden und Alternativen zu ihnen sowie alternative Spezifikationen oder Verallgemeinerungen von ihnen zu erwägen. (b) In der Proto-Philosophie gilt es, die eigenen theoretischen Hintergründe nach Möglichkeit nicht wirksam werden zu lassen, sondern in dem Feld reichhaltiger und verschiedenartiger Daten Muster zu erkennen und sich von den erkennbaren Mustern einen Ansatz für eine möglichst einfache Theorie vorschlagen zu lassen.¹³

(vi) *Drei Anwendungen logischer Deduktion, aber keine Deduktion von Theorien aus Daten.*

Deduktive Beziehungen spielen methodisch andere Rollen: (a) In der Datenexegese können zwischen gleichermaßen plausibel wirkenden Beschreibungen logische Widersprüche nachgewiesen werden. Derartig konstruierte Paradoxa sind naturgemäß Ansatzpunkte für *alternative* Theorien, die das Paradoxon durch Aufgabe oder Abschwächung unterschiedlicher anfänglich plausibel wirkender Aussagen beseitigen.¹⁴ (b) Beim Aufbau einer Theorie muß gezeigt werden, daß die akzeptierten theoretischen Prinzipien die zugrundeliegenden Daten tatsächlich erklären. (c) Eine Bestätigung einer Theorie ergibt sich, wenn sich beim fortschreitenden Aufbau mit Prinzipien, die zur Erklärung gewisser Daten akzeptiert worden sind, neu auftretende oder in Betracht gezogene Daten erklären lassen, so daß sich die Theorie als *fruchtbar* erweist.¹⁵

¹² Siehe *OPM*, S. 112, Prinzip (C.P.7); „rich and complex data that can reveal many points and constraints on the pattern of reality or of experience ...“

¹³ *ThLE11Fiction*, S. 184-85: „In general, the best policy is to examine complex data and let the data suggest the simplest theory.“ – In diesem Punkt beruft er sich ausdrücklich auf Husserls Programmformel „Zu den Sachen selbst!“: „This is one thing I remember well from Husserl: to go to the things themselves without theories, without the prejudices, whether for or against, we carry with us, when we approach the phenomena wading through established theories.“ (*J/P-KünneAntwort*, S. 176) „... I propose to look to the phenomena of knowledge directly, not through the existing theories or definitions. ... The similarity between this sentence and Husserl's slogan about returning to the things themselves is not coincidental. What I am calling protophilosophy, i.e. the collection and exegesis of data about certain types of experience is, in general terms, similar to Husserl's phenomenological description. One crucial difference is this: protophilosophy is more outspokenly linguistic than Husserl's description of essences, because it regards syntactical contrasts in ordinary language as fundamental philosophical data.“ (*Knowledge*, S. 229) – Wichtig für die interne Dynamik der Theoriebildung ist außerdem der Primat der informellen Formulierung vor der Entwicklung logischer Kalküle und schließlich mengentheoretisch formulierter formaler Semantiken; siehe *OPM*, S. 17 sowie 128-132.

¹⁴ Siehe *OPM*, S. 113, und für ein Beispiel S. 105f.

¹⁵ Siehe *OPM*, S. 114, Prinzip (C.P.16), sowie S. 115.

(vii) *Theorienpluralismus ermöglicht diaphilosophische Meta-Reflexion.*

Die Entwicklung alternativer plausibler Theorieansätze zu umfassenden, alle bekannten Daten gleichermaßen erklärenden Theorien ist *wünschenswert*.¹⁶ Daß sich die Daten nämlich in den unterschiedlichen Arten organisieren und erklären lassen, ist eine Art Meta-Datum, das einer höheren philosophischen Reflexion zugrunde gelegt werden kann: Die Aufgabe der Diaphilosophie ist es, in den alternativen Theorien „Invarianten“ zu finden. Sofern sich solche einheitliche Strukturen entdecken lassen, können sie als tatsächliche Strukturen der Realität angesehen werden, so daß die Dia-Philosophie über das phänomenologisch-ontologische Projekt hinaus als interne Metaphysik gelten kann.¹⁷ Sicherlich besteht keine Garantie, daß sich Invarianten finden lassen.¹⁸ Doch ohnehin ist die Zeit für eine gehaltvolle Dia-Philosophie noch nicht reif, weil die in ihr zu betrachtenden philosophischen Theorien noch nicht entwickelt genug sind.¹⁹

1.b Obwohl das phänomenologische Programm explizit metaphysisch neutral sein soll, ist seine Motivierung durch die skeptische Reflexion nur sinnvoll, wenn man ihm eine internalistische Fassung gibt, die metaphysische Implikationen hat.

Castañeda unterscheidet sein Vorhaben einer *phänomenologischen* Ontologie, die die Struktur der Welt, ‚in der man sich selbst vorfindet‘, und der Erfahrung erforschen soll, von einer *metaphysischen* Ontologie, welche sich mit der Realität an sich selbst befaßt.²⁰ Das klingt so, als seien das Projekt und die zu erwartenden Resultate der phänomenologisch-ontologischen Forschung völlig unabhängig von allen metaphysischen Positionen. In diesem Sinn hat Castañeda sein Programm explizit präsentiert.²¹ Aber es ist fraglich, wie strikt diese Unab-

¹⁶ Hinsichtlicher zweier philosophischer Themen spezifiziert Castañeda die Mehrzahl von Theorietypen, die er für möglich hält: 1. An *Theorien der Individuation* und der Natur gewöhnlicher Objekte hält er grundsätzlich eine Substrat- und eine Bündel-Auffassung für möglich: *OPM*, S. 107: „...mutually incompatible are the substrate view of individuation and the bundle-theory.“ 2. An *Theorien des Inhaltes propositionaler Einstellungen* hält er grundsätzlich die Theorie der Selbstattribution von Eigenschaften (D. Lewis, R. Chisholm), die auf D. Kaplan zurückgehende Konzeption eines doppelten Inhaltes (semantischer Charakter und wahrheitsfähiger Gehalt) und eine um ein Konzept demonstrativer Komponenten erweiterte neo-fregeanische Theorie für entwicklungsfähig, derzufolge die Inhalte Propositionen sind (*OPM*, S. 107).

¹⁷ Siehe *OPM*, S. 103-108; S. 104: „These invariances may be properly said to constitute the ultimate underlying structure of the world and of experience.“

¹⁸ Die folgende Stelle klingt eher so, als rechne Castañeda gerade beim Dualismus von Substrat- und Bündeltheorien *nicht* mit interessanten Invarianten; *DirectAwareness*, S. 20: „... I hold that the substrate view is irrefutable: that is, a carefully developed substrate theory is as irrefutable as a carefully developed bundle theory. Here I am envisioning an ultimate impasse [Sackgasse], even more profound than Kant's antinomies in that it cannot be solved in one supersystem in the way that Kant proposed for his antinomies. I envision two irreconcilable systems of structure in the world. The choice is in the end a matter of personality - or perhaps the physico-chemistry of one's body. The crucial task is to face up to the problems within each view squarely and deal with them fully.“ [meine Unterstr.; RB]

¹⁹ Siehe *OPM*, S. 14-15. S. 107: „... we do not have as yet the systems for a dia-philosophical exercise.“

²⁰ *OPM*, S. 18: „reality in itself“.

²¹ *OPM*, S. 19: „The metaphysical question is left entirely open ...“

hängigkeit wirklich gilt. Denn wie auch immer man die Welt, in der man sich selbst vorfindet, und die Erfahrung dieser Welt derartig charakterisiert, daß offen bleibt, wie sich diese Welt und Erfahrung zur Realität an sich selbst verhält, ist es prinzipiell möglich, daß ein Philosoph bestreitet, daß die Unterscheidung überhaupt sinnvoll gemacht werden kann.²²

Jedenfalls aber ist eine Weise der *Motivierung* des phänomenologisch-ontologischen Programms, die für Castañeda eine große Rolle spielt, sicherlich nicht völlig unabhängig von Ansichten, die man nach seiner Unterscheidung zu den metaphysischen rechnen muß. An mehreren Stellen präsentiert er nämlich eine skeptische Überlegung, die Elemente aus Descartes' und Kants Philosophie zu verbinden beansprucht. Diese Überlegungen führen ihn zu einer Auffassung, die er als *Metaphysischen Internalismus* bezeichnet. Sie beinhaltet, daß ‚alles Denken und Reden über die Welt und die ihr zugrunde liegende Realität der Erfahrung intern sind, was auch immer die Realität an sich selbst jenseits der Erfahrung sein mag, ja selbst wenn es keine Realität jenseits der Erfahrung gibt‘.²³ Unter Berufung auf Kant erklärt er, diese Auffassung breche mit der transzendenten Metaphysik und beschränke uns auf eine phänomenologische Ontologie.²⁴ Es gibt jedoch offenbar Philosophen, die sich von extremen skeptischen Angriffen ganz unbeeindruckt zeigen und mitnichten bereit sind, auf sie mit einer Beschränkung ihres philosophischen Programmes zu reagieren. Da sie zweifellos metaphysischen Positionen anhängen, die dem Metaphysischen Internalismus widersprechen, ist diese Motivierung des phänomenologischen Programmes nicht metaphysisch neutral.

Weitaus offensichtlicher fehlt eine solche Neutralität, wenn man dem phänomenologischen Projekt eine Fassung gibt, die Castañedas Darstellung der skeptischen Angriffe und der adäquaten Reaktion auf sie sehr nahelegt. In dieser Fassung muß die Rede von der Welt, ‚in der man sich selbst vorfindet‘, strikt internalistisch verstanden werden. Damit meine ich, daß diese Sachverhalte Inhalte von möglichen geistigen Einstellungen sind und das Bezogensein der denkenden und erfahrenden Person auf diese Inhalte dieser Person intern ist, also nicht von Beziehungen insbesondere kausaler Art zu Gegenständen abhängt, die nicht, wie etwa die Teile ihres Gehirns, in einem guten Sinn zu ihr gehören.

Ich bezeichne die Erwägung solcher Angriffe und Reaktionen durch uns Philosophen als *skeptische Reflexion*. Castañedas Darstellung schließt u.a. folgende wesentliche Elemente ein:

(a) Der wirkliche oder imaginierte skeptische Diskurspartner konfrontiert uns Philosophen mit Szenarien, die das, wovon wir gewöhnlich überzeugt sind, seiner Glaubwürdigkeit berauben soll. (Das kann offenbar geschehen, indem sie diesen Überzeugungen entweder unmittelbar entgegenstehen oder die Zuverlässigkeit von Informationsquellen untergraben, auf die wir die

²² Wenn ich D. Davidson etwa in *Metaphysics*, *MythSubjective* und *PresentMind* richtig verstehe, würde er wohl gegen jede solche Unterscheidung rebellieren.

²³ *ThLE10Noumenon*, S. 160: „The most radical forms of skepticism force us into Metaphysical Internalism. This is, very roughly, the view that all thought and talk about the world and the reality underlying it are internal to experience, whatever reality may be in itself beyond experience, indeed, even if there is no reality beyond experience.“

²⁴ *ThLE10Noumenon*, S. 161.

Ansichten stützen.) Die skeptischen Herausforderungen kulminieren in extremen Szenarien wie dem, man sei bloß ein isoliertes Gehirn, in dem ein Wissenschaftler eine kohärente Illusion initiiert.²⁵

(b) Die extremen Szenarien veranlassen uns Philosophen, alle vermeintlichen Wahrheiten über die ‚äußere Welt‘²⁶ als ein Ganzes zu begreifen [„conceive“], das man *Den Ballon* [„The Balloon“] nennen kann, und uns selbst jeweils als jemanden zu verstehen, der mit der Welt als einem Ganzen umgeht, indem er Den Ballon denkt. Dieses Denken läßt sich durch „Ich denke, daß (Der Ballon)“ beschreiben.²⁷:

(c) Während der Philosoph einsieht, daß ihn die skeptischen Herausforderungen an den Inhalten des Des Ballons zweifeln lassen, gerät er nicht in Zweifel an dem Präfix *Ich denke, daß* ..., das Castañeda das transzendente Präfix nennt. „Der Ballon mag eine Fiktion sein, aber daß ich existiere als den Ballon oder Teile von ihm denkend ist KEINE Fiktion.“²⁸

1.c Wenn wir Philosophen aus der Konfrontation mit skeptischen Angriffen zu recht Konsequenzen für unser philosophisches Programm ziehen sind, dann muß sie uns zur Antwort auf den anti-skeptischen Vorwurf befähigen, der Skeptiker unterstelle grundlos eine ‚fundamentalistische‘ Epistemologie.

Weshalb die Motivierung durch die skeptische Reflexion dem phänomenologischen Projekt eine bestimmte Fassung verleiht, versuche ich in den folgenden Punkten zu entwickeln.

1. (i) Es geht um eine bestimmte Sorte von Skepsis, nämlich diejenige, die die Erkennbarkeit der ‚äußeren Welt‘ angreift. (ii) Wir Philosophen selbst müssen keine Skeptiker sein, selbst wenn wir meinen, dramatische Konsequenzen aus den Angriffen ziehen zu müssen. Jedenfalls müssen wir nicht die skeptische Auffassung teilen, daß wir bezüglich der ‚äußeren Welt‘ zu gar nichts fähig sind, was als Wissen bezeichnet zu werden verdient. (iii) Castañeda selbst versteht sich *nicht* als Skeptiker.²⁹

2. Wir gehen auf die skeptischen Angriffe ein, indem wir aus ihnen Konsequenzen bezüglich der Frage ziehen, wie es um unser Wissen der ‚äußeren Welt‘ bestellt ist. Doch wir akzeptieren nicht, daß die Angriffe ins Bodenlose gehen; d.h. wir gestehen dem Skeptiker nicht zu, daß er über einen Argumentationsmechanismus verfügt, mit dem er von *beliebigen* Inhalten

²⁵ Siehe *ThLE10Noumenon*, S. 160.

²⁶ Siehe S. 162, „First“: „external world“; ich verwende hier die Distanzierungsanführung, da noch keine Explikation vorliegt, worin die Äußerlichkeit der Welt besteht. Es ist jedenfalls keine räumliche Äußerlichkeit; denn die Bestimmungen meines Körpers gehören mit zu dem, was der skeptische Angriff in Frage stellt.

²⁷ Siehe S. 162.

²⁸ Siehe S. 162u.; Der Ballon soll eindeutig ein Ganzes von *Inhalten*, nicht von Zeichen sein; daß er mit den ‚vermeintlichen Wahrheiten‘ im Ballon nicht Zeichen, sondern wahrheitsfähige Inhalte meint, wird besonders in einer Aussage über Ich-Inhalte klar: „There are inside The Balloon many first-person propositions (possible states of affairs, thought contents) ...“ Daher muß man unter dem Präfix wohl ebenfalls etwas typischerweise durch „Ich denke, daß ...“ *Ausdrückbares* verstehen und nicht etwa diese Zeichen oder irgendwelche internen Analoga zu ihnen selbst.

²⁹ Siehe *ThLE10Noumenon*, S. 160-62: „I am not concerned with building an argument that finally, and conclusively, establishes radical skepticism. ... obversely, I desire NOT to engage in a refutation of radical skepticism ...“

unseres Denkens zeigen kann, daß wir unsere gewöhnlichen Wissensansprüche modifizieren müssen. Wir gestehen ihm einen solchen Mechanismus nämlich nicht bezüglich Tatsachen der Art zu, daß ich, der einzelne Philosoph, als die-und-die Inhalte Des Ballons denkend existiere. Wenn man seine relevanten Aussagen insgesamt betrachtet, scheint Castañeda gegen skeptische Angriffe *nicht* behaupten zu wollen, beliebige Detailbeschreibungen des eigenen Denkens und Erfahrens zeichneten sich durch eine Gewißheit aus, die Infallibilität impliziert.³⁰ Nach meiner Einschätzung empfiehlt es sich, unsere philosophische Reaktion auf die skeptischen Angriffe so darzustellen, daß wir uns eines äußerst markanten Unterschiedes im epistemischen Status der Balloninhalte einerseits und der Registrierung unseres Denkens und Erfahrens dieser Inhalte andererseits bewußt werden. Welchen Status die verschiedenen Sorten dieses Registrierens genau besitzen, ist eine sekundäre Frage.

3. Ein naheliegender Ansatz, Herausforderungen der ‚Außenwelt‘-Skepsis zurückzuweisen, scheint mir der zu sein offenzulegen, daß der Angreifer nur scheinbar unschuldige Fragen stellt, sondern in Wahrheit fragwürdige epistemologische Prinzipien unterstellt. Das ist Teil von Michael Williams Strategie.³¹ Seiner Diagnose nach ist der, wie er ihn nennt, Cartesianische Skeptiker auf zwei epistemologische Auffassungen festgelegt, nämlich auf einen *substantziellen Fundamentalismus* sowie den *Mythos des Gegebenen*.³² Der substantielle Fundamentalismus beinhaltet, daß gerechtfertigte Überzeugungen entweder selbst zu einer ausgezeichneten Klasse von Überzeugungen gehören oder letztlich durch inferenzielle Beziehungen zu Elementen dieser Klasse gerechtfertigt sind. Dabei müssen die Überzeugungen der fraglichen Klasse solche sein, die aufgrund ihrer Natur, d.h. aufgrund ihres Gehaltes dazu ausersehen sind, die Endpunkte von Rechtfertigungsketten zu bilden, die also epistemologisch

³⁰ Dafür, daß Castañeda die Frage der Infallibilität nicht für wesentlich hält, spricht in *ThLEIIONoumenon*, S. 168, die folgende Erwägung: „Can He [d.i. the Evil Demon; RB] make me believe that I have a pain that does not exist. Here I want to set this question aside. Here is something of much greater importance. ...“

³¹ Siehe *Knowledge*, S. 199: „... we cannot take Cartesian scepticism to be the intuitive problem that it is often assumed to be. The problem is deeply imbedded in obscure and controversial theoretical commitments, epistemological and semantic.“ Tatsächlich ist seine Strategie zweigliedrig: „It involves, first, tying sceptical doubts to questionable epistemological views and, second, presenting a way of thinking about knowledge and justification that makes the sceptic’s questions look like bad questions.“ (S. 191)

³² Siehe *Knowledge*, S. 189: „... Cartesian scepticism presupposes substantive foundationalism, with the foundations of knowledge set at the level of experience; and... the sceptic’s conception of experience incorporates the Myth of the Given.“ – Zumindest eine wichtige propagandistische Rolle spielt außerdem der Vorwurf eines *epistemologischen Realismus*. Dabei soll es sich jedoch um eine meta-philosophische Position handeln, derzufolge die philosophische Epistemologie eine dauerhafte [permanent] epistemische Struktur als Gegenstand hat, den sie, ähnlich wie die Physik die atomare Struktur, ausgehend von ihrer Manifestation in oberflächlichen epistemischen Prozeduren erforschen muß. (Vgl. S. 193) Die Aussage, der substantielle Fundamentalismus sei eine Artikulation des epistemologischen Realismus (S. 193), muß man wohl so verstehen, daß dieser Fundamentalismus eine Position in der philosophischen Epistemologie ist, die nur sinnvoll vertreten kann, wer ein realistisches Verständnis vom Status der Epistemologie besitzt. In *Doubts* ist jedenfalls ganz klar, daß der substantielle Fundamentalismus selbst eine epistemologische und keine meta-epistemologische Position ist, S. 114: „Substantive foundationalism is a theory of knowledge ...“

grundlegend sind, weil sie an sich selbst glaubwürdig oder selbst-belegend sind.³³ Genauer betrachtet unterstellt der Skeptiker einen solchen Fundamentalismus, der die Endpunkte der Rechtfertigung ‚auf der Ebene der Erfahrung‘ ansiedelt. Das Verpflichtetsein auf den Mythos des Gegebenen scheint bei Williams diesen Fundamentalismus um die Annahme zu ergänzen, daß die selbst-belegenden Überzeugungen auf der Erfahrungsebene solche darüber sind, wie Dinge *erscheinen*, und daß der spezifische Inhalt dieser Überzeugungen, etwa daß einem gerade etwas rot und rund zu sein scheint, sich irgendwie trivial aus den Erfahrungserlebnissen ergibt, jedenfalls völlig unabhängig davon festliegt, ob skeptische Szenarien wie das, man sei Opfer des Bösen Täuschers, zutreffen oder nicht.³⁴

Bei der Frage, wie man auf diese Zurückweisung der skeptischen Herausforderung reagieren soll, muß man unterscheiden zwischen der Teilfrage, wie die Situation des Skeptikers selbst beurteilt werden muß, und der Teilfrage, wie wir Philosophen mit der Zurückweisung umgehen sollten. Zur ersten Teilfrage glaube ich hier nicht mit Erkenntnisanspruch Stellung nehmen zu müssen. Ich möchte mich nicht auf Details von Williams‘ Diagnose festlegen, doch mir erscheint es sehr einleuchtend, daß der ‚Außenwelt‘-Skeptiker auf gewisse Hintergrundannahmen über Wissen, Belege, Rechtfertigung oder Begründung festgelegt ist, die man nicht teilen muß. Zumindest scheint mir das zu gelten, wenn das Ziel seines Angriffes die Einsicht ist, daß wir *in keinerlei plausiblen Sinn* Wissen über die Außenwelt besitzen *können*.³⁵

1.d In unserer skeptischen Reflexion motiviert die Erfahrung eines epistemischen Kontrastes zwischen intern registrierbaren Inhalten und vermeintlichen Wahrheiten über die äußere Welt die Auffassung, daß letztere inhaltlich strikt internalistisch konstituiert sind.

4. Wenn diese Beurteilung der Lage des Skeptikers richtig ist, so folgt für die Umgangsweise von uns Philosophen mit ihm, daß wir, wenn wir teilweise vor seinem Angriff zurückweichen und entsprechende Konsequenzen ziehen, auch selbst nicht gänzlich voraussetzungslos agieren. Ich nehme an, daß Castañeda auch aus diesem Grund den, so kann man sagen, ausführungs-erfahrungshaften Charakter unserer skeptischen Reflexion hervorhebt: Diese Reflexionen seien Tätigkeiten [„doings“], und sie endeten mit dem *metaphysisch-phenomenologischen Erfassen* einer ultimativen Realität (das ist der metaphysische Aspekt des Erfassens) durch den Zweifler, die als ein denkendes Ich erscheint (das ist der phänomenologische Aspekt), das mit einer ganzen, aber vielleicht völlig leeren Welt konfrontiert ist, eingeschlossen die eigenen Verkörperungen des Ichs in dieser Welt.³⁶ Diese Betonung schließt offenbar ein, daß die skeptischen Attacken uns nicht so sehr auf einer rein intellektu-

³³ Ich habe hier Williams‘ Bestimmungen des strukturellen und des ihn verstärkenden substanziellen Fundamentalismus von *Knowledge*, S. 82-83, zusammengezogen.

³⁴ Siehe *Knowledge*, S. 198: „Even as victims of the Evil Deceiver, we are supposed to know all about how things appear to us.“ – „... the Myth of the Given: the assimilation of sapience to sentience, of contentful thought to mere sensation.“

³⁵ Castañedas Aussage auf S. 161, ‚die meisten von uns glaubten den skeptischen Argumenten nicht‘, muß man wohl so verstehen.

³⁶ Siehe nahezu wörtlich *ThLEIONoumenon*, S. 163.

ellen Ebene etwas erschließen lassen, sondern daß sie uns selbst zu einer bestimmten reflektierenden Erfahrung *veranlassen*, für die das Schema ‚Ich denke, daß (Der Ballon)‘ steht. Das bedeutet jedoch, daß unser Vollzug dieser reflektierenden Erfahrung für die Motivierung des phänomenologischen Projektes wesentlich ist. Man kann diese Erfahrung als ein Datum im Sinn von Castañedas allgemeinem methodologischem Schema auffassen. Wie bei anderen Daten kann man dann aber einen Philosophen nicht *zwingen*, (a) dieses Datum überhaupt zu akzeptieren, da er eine Theorie entwickeln kann, die das vermeintliche Datum zu purem Schein erklärt, noch (b) das Datum in der Weise zu beschreiben, in der Castañeda es tut, und die entsprechenden Konsequenzen daraus zu ziehen. Über den Appell hinaus, die Reflexion anzustellen und ihre Struktur zu erfassen, werde ich folgendes tun: (i) Ich werde rekapitulieren, welche Weltbild-Struktur sich als Konsequenz der Diskussion von Loars und Sellars‘ Konzeptionen für eine Theorie nahegelegt hat, die die phänomenologische Reflexion erklären kann. (ii) Ich werde deutlich machen, inwiefern Castañedas Darstellung der skeptischen Reflexion eine Affinität mit der Struktur der phänomenologischen Reflexion aufweist, wie ich sie abstrakt als Resultat der Loar-Sellars-Diskussion umrissen habe, und (iii) erklären, wieso diese Auffassung der skeptischen Reflexion eine Fassung des phänomenologisch-ontologischen Projektes nahelegt, die die unter (i) erläuterte Weltbild-Struktur zugrunde legt. (iv) Eine von M. Williams verfolgte Strategie, den radikalen skeptischen Herausforderungen entgegen zu treten, habe ich bereits angegeben. Ich werde auf ein weiteres anti-skeptisches Argumentationsmuster hinweisen und erläutern, wieso sich für jemanden, der sich von der inneren Stabilität der skeptischen Reflexion überzeugt hat, die unter (i) angegebene Weltbild-Struktur als Ausweg empfiehlt.

(i) Dem Ergebnis des ersten Abschnittes dieses Teils zufolge besitzt eine Theorie die besten Chancen, die phänomenologische Reflexion zu erklären, wenn sie unser gesamtes Weltbild inklusive seiner wissenschaftlichen Aspekte in der Weise des Sellars‘chen manifesten Weltbildes konzipiert. Das bedeutet, daß sie die spezifischen wahrheitsfähigen Inhalte, die im Rahmen unseres Weltbildes Elemente der wirklichen Welt sein können, als irgendwie aus unmittelbar beobachtbaren Aspekten aufgebaut verstehen muß. Schon bei Sellars erweisen sich die unmittelbar beobachtbaren Qualitäten letztlich als Charakteristika von Sinneseindrücken. Die gesuchte Theorie soll von Sellars‘ Konzeption im wesentlichen dadurch abweichen, daß sie eine kategorial adäquate begriffliche Registrierung der theoretischen Nachfolger Sellars‘cher Sinneseindrücke konzipieren kann, d.h. der theoretischen Spezifizierung dessen, was ich vorläufig als phänomenalen Züge bezeichnet habe.

(ii) Der gesuchten Theorie zufolge registriert der phänomenologisch Reflektierende die ihm zugehörigen phänomenalen Züge, indem er von seinem gewöhnlichen, auf den kognitiven Umgang mit weltliche Gegenständen zugeschnittenen kategorialen Rahmen auf eine andere, jedoch ebenfalls bestimmte kategoriale Struktur umschaltet. So, wie die erforderliche Theorie bisher umrissen ist, ist sie nicht darauf festgelegt, daß das Registrieren phänomenaler Züge und ihrer Bestimmungen unfehlbar ist. Obwohl ich für eine inhaltliche *Kontinuität* zwischen

der nicht-begrifflichen und der begrifflichen Ebene argumentiert habe, ist sie ebensowenig darauf festgelegt, daß in der phänomenologischen Registrierung kein Unterschied zwischen Nicht-Begrifflichem und Begrifflichem gemacht werden kann, also Empfinden und denkendes Erkennen (,sentience and sapience‘) zusammengeworfen werden. Meine Forderung nach *begrifflicher* Integration spricht vielmehr *für* eine aufwendige Struktur auf der begrifflichen Ebene, folglich für eine markante Differenz zwischen Vorbegrifflichem und Begrifflichem, trotz der prinzipiellen inhaltlichen Kontinuität, die durch die Kategorie der Universalien gewährleistet wird. Aber die Theorie soll die Reflexion als ein *Registrieren* von Zügen begreifen; Sellars‘ Idee eines Postulierens von geistigen Zuständen soll sie nicht übernehmen. Das Registrieren ist demnach *epistemisch* gegenüber dem Erkennen von Sachverhalten eigenständig, die von gewöhnlichen weltlichen Gegenstände handeln. Angenommen es ist richtig, sich von der phänomenologischen Reflexion beeindrucken zu lassen und die erläuterten Konsequenzen hinsichtlich ihrer Struktur zu ziehen. Dann kann die skeptische Reflexion gewissermaßen eine phänomenologische Komponente einschließen und den Reflektierenden erfahren lassen, daß es außer den Ballon-Inhalten, die die ‚äußere Welt‘ betreffen, einen Bereich von begrifflich gefaßten Inhalten gibt, der tatsächlich seiner Natur nach einen epistemischen Endpunkt in dem Sinn bildet, daß die Inhalte dieses Bereiches keiner Rechtfertigung durch Inhalte eines anderen bedürfen. Damit ist nicht gesagt, daß dieser Bereich auch den Endpunkt einer Rechtfertigungs- oder Begründungskette darstellen muß oder auch nur kann, an deren anderem Ende Inhalte hängen, die die ‚äußere Welt‘ betreffen. Sicherlich ist die Affinität erst zufriedenstellend aufgeklärt, wenn man darlegen kann, daß sich das Registrieren phänomenaler Züge und das Bewußtsein seiner selbst als das-und-das denkend und erfahrend auf derselben ontologischen und als Folge davon derselben epistemischen Ebene befinden. Das wird *eine* Aufgabe von Teil DREI sein.

(iii) Ich unterstelle, daß wir Philosophen unter dem skeptischen Angriff tatsächlich in eine Reflexion eintreten, aus der wir bemerkenswerte Konsequenzen hinsichtlich des epistemischen Status der Balloninhalte, also der Inhalte unserer gewöhnlichen weltbezogenen Ansichten ziehen. Ich sage eher unbestimmt ‚bemerkenswert‘, weil wir uns nicht die Konsequenz des Skeptikers zu eigen machen müssen, daß bezüglich dieser Inhalte überhaupt nichts möglich ist, was die Bezeichnung als Wissen verdient. Im Sinne von (ii) kann die skeptische Reflexion gut eine phänomenologische Komponente einschließen, in der wir uns der epistemischen Selbständigkeit der Registrierung phänomenaler Züge bewußt werden. Doch um bezüglich der weltbezogenen Inhalte bemerkenswerte Konsequenzen durch das Erfahren der skeptischen Reflexion zu motivieren, reicht es nicht aus, diese Eigenständigkeit sowie zusätzlich einzusehen, daß das Registrieren phänomenaler Inhalte einfach ungeeignet ist, um weltbezogene Inhalte zu rechtfertigen oder zu begründen, ganz zu schweigen von einer logischen Implikation. Wir mögen uns einer solchen epistemischen Kluft bewußt werden: Die phänomenalen Registrierungen benötigen die Stützung durch weltbezogene Inhalte nicht, und diese können keine Stützung durch jene erfahren. Damit ist solange nichts über die Erkennbarkeit

weltbezogener Inhalte ausgemacht, wie offen ist, daß diese ihrerseits einen epistemisch selbständigen Bereich bilden. Angenommen wir Philosophen durchdenken tatsächlich einige Balloninhalte, und wir denken an sie als Inhalte des Ballons, etwa als Teil von ‚all den Ansichten, die ich eigentlich über die Welt habe‘. Als Kontrast zu diesem Denken von Balloninhalten ereignet sich zugleich eine phänomenologische Komponente der Reflexion, d.h. wir registrieren einen Bereich phänomenaler Züge. Die Frage ist, wie wir innerhalb der ganzen Reflexion das Denken von Balloninhalten erfahren müssen, damit das Ganze eine Erfahrung sein kann, die bemerkenswerte Konsequenzen hinsichtlich des epistemischen Status der Balloninhalte motiviert. Wenn die Gesamterfahrung so beschaffen ist, daß sie offen läßt, daß Episoden des Denkens von Balloninhalten aufgrund irgendwelcher mysteriösen Zusammenhänge ihre bestimmten Inhalte besitzen, dann muß sie auch offen lassen, daß sie aufgrund derartiger Zusammenhänge eine befriedigende epistemische Qualität besitzen. Die einzige Alternative ist, daß uns die Erfahrung der ganzen Reflexion einsehen läßt, daß die Inhalte der Episoden des Ballon-Denkens durch Zusammenhänge mit den in der phänomenologischen Komponente der Reflexion registrierbaren Inhalten konstituiert sind. Dann können wir zugleich einsehen, daß die phänomenologisch registrierbaren Inhalte die einzige Ebene bilden, die eigenständig eine befriedigende epistemische Qualität besitzt und geeignet wäre, die Balloninhalte in starkem Grad zu rechtfertigen oder zu begründen, vielleicht gar zu implizieren; dabei können sich die Balloninhalte jedoch, obwohl sie durch Bezug auf phänomenale Inhalte konstituiert sind, als derart systematisch verstärkt erweisen, daß offensichtlich ist, daß eine starke Begründung bis hin zur Implikation durch phänomenale Registrierungen nicht gegeben bzw. vorliegen kann.

(iv) Anspruchsvoller als die Strategie, angreifbare epistemologische, nämlich ‚fundamentalistische‘ Hintergrundannahmen des Skeptikers aufzudecken, ist der Versuch, die skeptischen Szenarien als widersprüchlich oder, wenn das nicht gelingt, als ‚inkohärent‘ oder ‚unverständlich‘³⁷ nachzuweisen. Da Castañeda selbst eine enge Beziehung zwischen Denkepisoden und Sprachgebrauch herstellt, paßt auch hier Williams‘ Darstellung: Man könne das Sprachspiel, das man spielt, nur spielen, folglich die Gedanken, die man hat, nur haben, weil man mit Gegenständen in der Welt interagiere; ein Beobachtungsausdruck wie ‚rot‘ besitze seine Bedeutung aufgrund seiner funktionalen Rolle im Spiel des Gebens und Forderns von Gründen; und diese Rolle schließe die Fähigkeit ein, die Anwesenheit roter Gegenstände verlässlich zu konstatieren; anzunehmen, daß alles, was wir sagen und glauben, falsch sein könnte, ergibt nicht mehr Sinn als zu sagen, daß in einem Spiel niemals ein korrekter Zug gemacht wurde.³⁸ Der Punkt ist offenbar, daß bereits ein komplizierter kausaler Kontakt mit der ‚äußeren Welt‘ bestehen muß, damit überhaupt einzelne falsche Inhalte des Denkens möglich sind. Die *Inhalte* des Ballons scheinen jedoch gerade das zu sein, wovon wir in der skeptischen Reflexion

³⁷ Siehe Williams‘ Zwischenüberschrift: „The intelligibility of sceptical hypotheses“ (*Knowledge*, S. 197).

³⁸ Siehe *Knowledge*, S. 197-98.

einsehen, das es im Vergleich zu den phänomenologischen Registrierungen einen weniger befriedigenden epistemischen Status besitzt. Zu den Balloninhalten gehört allerdings insbesondere, daß wir jeweils über Verkörperungen in der ‚äußeren Welt‘ verfüge und durch diese kausal mit Gegenständen der Welt und ihren Zuständen interagieren.³⁹ (Es ist im Moment gleichgültig, ob man sich auf tatsächlich bestehende kausale Beziehungen zwischen uns selbst und bestimmten einzelnen Dingen kapriziert oder auf unsere Dispositionen, auf die Anwesenheit von Dingen von der-und-der Art so-und-so zu reagieren.) Wenn aber irgend eine Variante des von Williams umrissenen externalistisch-funktionalistischen Semantik des sprachgebundenen Denkens richtig ist, dann müßten wir damit rechnen, daß die folgenden Aussagen bezüglich einzelner Episoden des Denkens von Balloninhalten allesamt wahr sind: (a) Diese Denkepisoden besitzen einen Inhalt. (b) Der Inhalt dieser Denkepisoden wird konstituiert durch kausale Beziehungen zwischen mir selbst, der einen Körper in der ‚äußeren Welt‘ besitzt, und Gegenständen dieser Welt. (c) Es ist nicht der Fall, daß ich in kausalen Beziehungen zu Gegenständen der ‚äußeren Welt‘ stehe. Falls wir skeptisch Reflektierenden korrekterweise mit der Wahrheit von (c) rechnen,⁴⁰ dann können wir vernünftigerweise nicht zugleich an (a) und an (b) festhalten. Da die Inhalte des Ballons genau das sind, was wir in Zweifel ziehen, sollten wir nicht (a), sondern (b) fallen lassen.

Die schärfste mir bekannte Aussage Castañedas dahingehend, daß die Inhalte des Ballons genau dieselben sind unabhängig davon, ob wir einer totalen Illusion unterliegen oder nicht, formuliert Castañeda mit Verweis auf Leibniz. Sie lautet im Original:

„According to Metaphysical Internalism I must not try to break my possibly nonexisting head attempting to beat the skeptical arguments: I must yield to the deepest skeptical doubts and concede that all my experiences could, in principle and in fact, be illusory. I must, then, turn to inside experience and follow Leibniz’s internalist advice, making my problem that of understanding the contents and the structure of the experienced world, however illusory these may be.“⁴¹

³⁹ Ich erinnere an die abschließende Klausel in Castañedas oben bereits referierter Feststellung in *ThLE10Noumenon*, S. 163, wir hätten es mit einer ‚ganzen, aber vielleicht völlig leeren Welt‘ zu tun, ‚eingeschlossen die eigenen Verkörperungen des Ichs in dieser Welt.‘ (Herv. RB)

⁴⁰ Das wäre nicht der Fall, wenn sich die Bedeutung etwa von „Gegenstände der ‚äußeren Welt‘“ für uns unbemerkbar je nachdem ändert, ob unsere Zeichenverwendungen kausal mit Dingen an anderen Orten eines objektiven Raumes, mit Zuständen unseres Gehirns, mit Zuständen eines Simulationscomputers etc. verknüpft sind. Wenn wir also, wie ich unterstelle, unsere skeptisch-reflektierende Erfahrung ernst nehmen dürfen, so ist die Konstitution der Inhalte unserer sprachlich geformten Denkepisoden nicht von dieser Art, die das in (c) Negierte unter allen Umständen wahr (folglich (c) falsch) sein läßt.

⁴¹ Siehe *ThLE10Noumenon*, S. 161 (meine Unterstr.; RB). Er beruft sich auf eine Stelle aus Leibniz‘ ‚Über die Methode, reale Phänomene von imaginären zu unterscheiden‘ (1690), *Hauptschriften II*, S. 125, *Gerhardt VII*, S. 320: Selbst wenn das ganze Leben ein Traum wäre, wäre er genügend real, sofern er beim richtigen Gebrauch der Vernunft nicht täuscht; siehe *ThLE10ThLE10Noumenon*, S. 174 Anm. 4; sehr ähnlich übrigens *Hauptschriften I*, S. 287, „Zu Art. 4“, *Gerhardt IV*, S. 355.

2. Gewöhnliche Gegenstände in einer internalistischen Ontologie

2.a Die durch die skeptische Reflexion motivierte internalistische Auffassung der die äußere Welt betreffenden Inhalte läßt sich nicht im Stil einer ‚Zwei-Faktoren-Semantik‘ um eine Ebene von Sachverhalten ergänzen, die in einem robusteren Sinn Elemente der äußeren Welt sind.

Die Diskussion der folgenden drei Punkte soll die Explikation des internalistisch gefaßten Projektes abrunden.

1. *Es wäre ein Fehler, ‚hinter‘ den vermeintlichen Wahrheiten im Ballon die wahrhaften Elemente der Wirklichkeit zu suchen.*

Selbst wer zugesteht, daß es eine gänzlich interne Ebene von Inhalten gibt, wird vielleicht geneigt sein, auf einer Ergänzung durch eine Ebene von Inhalten zu bestehen, die Eigenschaften und Beziehungen von Gegenständen der ‚äußeren‘ Welt oder gar solche Gegenstände selbst involvieren.⁴² Das Gewünschte kann man als *robuste* Eigenschaften, Beziehungen, Gegenstände und Inhalte bezeichnen. Eine vergleichbare Zwei-Ebenen-Struktur konzipiert Ned Block in seiner Zwei-Faktoren-Version einer mit begrifflichen Rollen arbeitenden Semantik.⁴³ Es handelt sich nicht um eine Semantik der öffentlichen, sozialen Sprache⁴⁴, sondern einer idiolektalen internen Sprache des Geistes.⁴⁵ Der erste, interne semantische Faktor besteht in der kausalen Rolle eines Ausdrucks dieser Sprache in (theoretischen und praktischen) Begründungen,⁴⁶ in der Weise, wie der Ausdruck mit anderen Ausdrücken kombiniert wird und interagiert, so daß zwischen sinnlichem Input und Verhaltensoutput vermittelt wird. Wie diese Bestimmung von Input und Output bereits andeutet, ist diese Rolle und entsprechend die ‚enge Bedeutung‘ der Ausdrücke in dem Sinn der betreffenden Person intern, als die kausalen Beziehungen über ihrer physischen Beschaffenheit supervenieren⁴⁷, also unter Absehung der Beschaffenheit der Umwelt. Hinsichtlich des zweiten, externen Faktors zeigt Block sich offen,⁴⁸ doch ist seine Sympathie für kausale Theorien von Eigen- und Artnamen offenkundig. Bemerkenswert ist, was Block über das Verhältnis beider Faktoren sagt: Erstens heißt es, der erste, also der Rollen-Faktor lege die *Natur* des zweiten Faktors fest, den er auch als Bezugnahme-Faktor bezeichnet; zweitens erklärt er, der Rollen-Faktor lege die Funktion von fest, die Kontexten Bezugsgegenstände zuordnet.⁴⁹ Ich diskutiere jetzt nicht das Verhältnis beider Aussagen; offensichtlich betrifft die erste eher Namen und die zweite eher Indikatoren. Hin-

⁴² Das Involvieren muß nicht im Sinn eines Zusammensetzens verstanden werden, bei dem die Konstituenten irgendwie im Produkt erhalten bleiben. Ein Menge genau der möglichen Welten, in denen ein bestimmter Gegenstand existiert und eine bestimmte Eigenschaft hat, d.h. zu einer bestimmten Menge möglicher Gegenstände gehört, involviert beispielsweise in dem hier relevanten weiten Sinn diesen Gegenstand und diese Eigenschaft.

⁴³ Alle folgenden Angaben zu Block beziehen sich auf *Advertisement*.

⁴⁴ Siehe S. 633.

⁴⁵ Siehe S. 615 sowie S. 632-33.

⁴⁶ Im Orig. „reasoning and deliberation“.

⁴⁷ Im vorliegenden Fall läuft die Supervenienz wohl einfach auf eine logische Implikation hinaus.

⁴⁸ Siehe S. 628.

⁴⁹ Siehe S. 643-44; die Originalausdrücke sind „referential factor“ und „conceptual role factor“.

sichtlich der Eigennamen erklärt er, wir verwendeten Namen wie „Moses“, um uns auf die Person zu beziehen, die sich in der richtigen kausalen Beziehung zu unseren Verwendungen des Namens befindet, *und das sei eine Tatsache über die kausale Rolle von Namen*.⁵⁰ Hinsichtlich des Indikators „ich“ meint er, es sei Teil der kausalen Rolle des Ausdrucks, daß er sich auf den jeweiligen Erzeuger des Ausdrucksvorkommnisses bezieht.⁵¹ Aber ohne irgendwelche weiteren Annahmen ist gar nicht klar, wie ein Netz kausaler Beziehungen, das ‚ungefähr an der Haut aufhört‘⁵² diese Festlegungen leisten soll. Dieses Netzwerk vermittelt naturgemäß keinem Ausdruck oder Ausdruckssystem einen kausalen Kontakt zu einer Mannigfaltigkeit von Verwendungen von Eigennamen einerseits und andererseits zu Personen, die in einer bestimmten Kausalbeziehung zu diesen Verwendungen stehen. Ebenso wenig vermittelt es eine kausale Beziehung zu einer Mannigfaltigkeit von Verwendungen von „ich“ und den jeweiligen Verwendern. Ein Netzwerk, das die internen Ausdrücke weder mit den mannigfaltigen Relata der angeblich für Namen relevanten kausalen Beziehung zu ihrem Bezeichneten noch mit den Argumenten und Werten der Funktion von Kontexten (oder Zeichenvorkommnissen) und Bezugsgegenstand in Beziehung setzt, kann mit ihren Ausdrücken sicherlich nicht ohne weiteres die kausale Art des Bezugnehmens bzw. die Funktion von Vorkommnissen auf deren Erzeuger verbinden.

Beispielsweise könnte ein perfektes physisches Duplikat der betreffenden Person einsam in einer Welt existieren. Es könnte zudem mit einer Hülle umgeben sein, die ihm jede Informationsaufnahme von außen selbst dann unmöglich macht, wenn in der Umgebung etwas passierte. Das interne kausale Netzwerk wäre, da es ohnehin ‚an der Haut‘ endet, in keiner Weise verändert. In dieser Situation fehlt alles, was es dem internen Netzwerk ermöglichen könnte, etwas über den Charakter des Bezugnahme-Faktors festzulegen. Folglich determiniert der Rollen-Faktor *per se* nicht den Charakter des externen. In *Advertisement* konnte ich keine explizite Stellungnahme finden, welche Zusatzannahmen Block vor Augen hat, die sich derart mit einer Beschreibung des Rollen-Faktors verbinden lassen, daß insgesamt der Charakter des externen Faktors festgelegt ist.⁵³ Entscheidend für den vorliegenden Zusammenhang ist, daß bei Block der *externe* semantische Faktor derjenige ist, bei dem Wahrheit und Falschheit ins Spiel kommen.⁵⁴ In unserer skeptischen Reflexion erweisen sich hingegen genau die Inhalte

⁵⁰ Vgl. S. 643; kursiv von mir.

⁵¹ Siehe S. 669.

⁵² Siehe S. 636.

⁵³ J. Fodor und E. Lepore greifen Block ebenfalls am Punkt des Verhältnisses der beiden Faktoren an (siehe *Holism*, S. 170-172); sie gestehen ihm jedoch einfach zu, daß die inferentielle Rolle eines Ausdrucks bestimmten wahrheitsfähigen Inhalten angemessen sein kann (S. 170: „... an expression that has an inferential role appropriate to the content *4 is a prime* ...“) und fragen, wie sich verhindern lassen soll, daß eine Theorie des externen Faktors dem Ausdruck einen Gehalt ganz anderer Art zuordnet (S. 171: „... the possibility that „water“ has the extension of a kind term but the logic of a number term“).

⁵⁴ Das zeigt sich etwa daran, daß Block es für möglich hält, daß eine mit der systematischen Angabe von Wahrheitsbedingungen arbeitende Semantik die richtige Semantik für den externen Faktor angibt; siehe S. 628.

des Ballons als das, was man gewöhnlich für wahr hält und dessen eventuelle Falschheit wir erwägen. Die Reflexion verliert ihren Sinn, wenn man annimmt, die Wahrheit oder Falschheit der Balloninhalte sei derivativ und hänge tatsächlich von der Wahrheit oder Falschheit von Inhalten einer ganz anderen Art ab, die durch die Balloninhalte allein nicht festgelegt sind, sondern mit ihnen nur vermittelt unbekannter und nicht in Form von Balloninhalten explizierbarer Prinzipien verknüpft sind.

Falls die skeptische Reflexion in der Weise ernst genommen werden muß, wie ich es expliziert habe, dann besteht demnach der Untersuchungsgegenstand unserer phänomenologischen Ontologie wirklich in dem Ballon und seinen Inhalten. Es sind genau die korrekten Beschreibungen der fundamentalen Strukturen des Ballons, die wahr sind, wenn wir, wie wir unterstellen, keiner umfassenden Täuschung unterliegen; und es sind genau die verschiedenen Balloninhalte, die wahr sind, wenn wir hier und da im Einzelnen richtig liegen. All dies angenommen ist es ein Fehler, mit diesen (im günstigen Fall) Wahrheiten verbundene wahrhaftige Wahrheiten suchen zu wollen, weil man sie für den eigentlichen ontologischen Untersuchungsgegenstand hält.

2. Trotz einer anderes andeutenden Aussage betreffen wissenschaftliche Resultate gehören die phänomenalen Welt.

Ich möchte auf eine kleine philologische Spannung eingehen, da die mit ihr verknüpfte sachliche Frage ziemlich wichtig ist. Die in der phänomenologischen Ontologie zu erforschende Welt, die Castañeda als phänomenale oder erscheinende Welt⁵⁵ bezeichnet, umschreibt er häufig auch mit Wendungen wie ‚die Welt, mit der wir konfrontiert sind‘. In *Ontology and Grammar* von 1976 gebraucht er dieselbe Wendung, um eine Unterscheidung zwischen zwei Schichten der Realität, der *Welt* und dem *Universum* zu treffen: Die Welt sei die Realität der Makro-Gegenstände, mit der wir in unserem gewöhnlichen Leben und unserer gewöhnlichen Erfahrung konfrontiert sind; sie sei eine persönliche Angelegenheit, jeder sei das Zentrum seiner Welt. Demgegenüber sei das Universum die intersubjektive und unpersönliche Realität, die durch wissenschaftliche Forschung konstruiert oder entdeckt wird.⁵⁶ Ohne nähere Erläuterung der Unterschiede behauptet dort eine starke Ähnlichkeit zu Sellars‘ Unterscheidung von manifestem und wissenschaftlichem Weltbild.⁵⁷ Das kontrastiert ziemlich mit seiner bereits erwähnten Feststellung in *T83RosenbergAntwort*, die wissenschaftlichen Inhalte gehörten für ihn zum manifesten Weltbild. Auch in den späteren Texten hebt Castañeda eine fundamentale Differenzierung hervor. Es handelt sich bei ihr jedoch um die Unterscheidung *innerhalb* Des

⁵⁵ *T86SelfProfile*, S. 99: „the world, phenomenal or apparent“.

⁵⁶ *OntGram*, S. 50: „... we should distinguish two layers of reality: the world, and the universe.“ – „By world I refer to the reality we confront in our daily ordinary life and experience. It is the reality of macro-objects... The world is a personal matter: each one has his/her own world, and each one is the center of his/her world...“ – „The universe is, on the other hand, the intersubjective reality constructed or discovered by scientific research. It is impersonal. It has no room for ... demonstratives ...“

⁵⁷ Siehe S. 50: „What we call world here has strong family resemblance to what Sellars has called ... the *Manifest Image of the World*.“

Ballons zwischen Erfahrung und (striker) Welt,⁵⁸ d.h. zwischen dem Bereich von Inhalten, die die strikten Bezüge indexikalischer Ausdrücke bilden, und den restlichen Inhalten. Diese Unterscheidung scheint mitten durch das zu gehen, was er in *OntGram* als Welt im Kontrast zum Universum bezeichnet. Ganz klar ist, daß die später so genannte (strikte) Welt alle nicht-indexikalischen vermeintlichen Wahrheiten enthält inklusive der wissenschaftlichen.⁵⁹ Die frühere Aussage scheint sich sinnvoll integrieren zu lassen, indem man eine Unterscheidung innerhalb der späteren (strikten) Welt vornimmt, nämlich in solche Inhalte, die ausschließlich von Gegenständen solcher Arten handeln, deren Fälle prinzipiell einen indexikalisch aufweisbaren Aspekt von sich im erfahrungshaften Teil Des Ballons auftauchen lassen können, und Gegenständen, die das nicht können.⁶⁰

3. Thematische statt epistemisch Bestimmung des phänomenologischen Programms.

Daß sich das phänomenologisch-ontologische Programm durch eine skeptische Reflexion motivieren läßt, darf nicht zu einem simplen epistemologischen Verständnis des Programms führen. Das simple Verständnis beinhaltet, die philosophische Theoriebildung dürfe sich ausschließlich auf Informationen stützen, die nicht von den extremen skeptischen Attacken bedroht sind. Offenbar blieben dabei nur Registrierungen eigener momentaner perzeptueller, emotionaler und gedanklichen Erlebnisse als Daten übrig. Dem stehen jedoch andere methodologische Aussagen Castañedas sowie seine philosophische Praxis entgegen. So ist es unvereinbar mit der methodologischen Aussage, der Unterschied zwischen Philosophie und den Wissenschaften, etwa der Physik, sei weitgehend willkürlich und im wesentlichen einer im Grad der Allgemeinheit.⁶¹ In der Praxis widerspricht es etwa der Berufung auf neurophysiologische und empirisch-psychologische Ergebnisse in der Theorie der Wahrnehmungsfelder.⁶² Vielmehr dient die Reflexion dazu, ein *Thema* der Ontologie herauszupräparieren, nämlich die Struktur der phänomenalen Welt. Diese thematische Bestimmung ist vollkommen vereinbar damit, daß wir unter der Annahme, daß die Balloninhalte tatsächlich im Großen und Ganzen wahr sind, Informationen über die ‚äußere Welt‘ benutzen, um eine Theorie der Struktur der phänomenalen Welt aufzubauen.⁶³

⁵⁸ Siehe bereits *DirectAwareness* (1979), S. 37: „the strict world, or the world (simpliciter)“; „... the world (broadly speaking) divides neatly into the world and experience.“

⁵⁹ Siehe *PhLI-I-Guises*, S. 131: „... in the rest of the subordinated BALLOON all the nonindexical facts of the world ... the intersubjective, physical, psychological and sociological contents of the world.“

⁶⁰ Ich werde hier nicht diskutieren, wie unscharf und konventionell die Grenze ist, d.h. insbesondere, inwieweit Beobachtungsinstrumente wie Fernrohre und Mikroskope uns indexikalisch aufweisbare Aspekte vermeintlich unbeobachtbarer Entitäten zugänglich machen oder ob sie bloß indexikalische Aspekte von Makro-Objekten liefern, die mit den unbeobachtbaren Entitäten systematisch korreliert sind, oder gar freischwebende indexikalische Aspekte von gar nichts, die aber im Gegensatz zu bloßen Illusionen als ‚wohlfundiert‘ eingeordnet werden können.

⁶¹ Siehe *OPM*, S. 27: „The difference between philosophy ... and the sciences is to a large extent arbitrary...“; siehe auch S. 25-26.

⁶² Siehe *PBS*, S. 291; *PBS*, S. 290.

⁶³ Wenn man etwa unterstellt, daß die Grundzüge des menschliche Geist in allen seinen Exemplaren gleich beschaffen sind, kann man empirisch-psychologische Ergebnisse heranziehen. – Sicherlich ist die thematische Bestimmung jedoch auch damit vereinbar, daß man eine epistemisch zugespitzte

2.b Bereits das internalistisch verstandene Projekt einer phänomenologischen Ontologie legt eine Proto-Konzeption nahe, derzufolge gewöhnliche wirkliche Dinge Bündel von Eigenschaften sind, die von einer nur mit einem empirischen Begriff erfassbaren Beziehung zusammengehalten werden.

Sicherlich gilt auch von der strikt internalistischen Fassung des phänomenologischen Projektes, daß mit dem Projekt allein noch keine genaue ontologische Theorie determiniert ist und man daher mit einer Pluralität von Theorien rechnen muß. Dennoch kann man zeigen, daß die internalistische Projektfassung allein schon in einer rohen Gestalt eine ontische Grundstruktur nahelegt, die zum Projektkern von Castañedas eigener ontologischer Theorie, der Theorie der Gestaltungen (*Guise Theory*) gehört.

Ich habe die strikt internalistische Fassung des phänomenologischen Projekts dadurch charakterisiert, daß die Inhalte des Ballons durch Zusammenhänge mit den in der phänomenologischen Komponente der Reflexion registrierbaren Inhalten konstituiert sind. Um die Situation abzuschätzen, ist die Modellannahme nützlich, Denkepisoden bestünden tatsächlich in komplexen Verwendungen von Symbolen des ‚Mentalischen‘, deren Bedeutung durch ihre kausalen Beziehungen zu anderen Symbolen des internen Sprachsystems sowie zu Input- und Outputfaktoren konstituiert wird. Der einfachste denkbare Fall entspräche der von Sellars kritisierten ‚Thermometer-Auffassung‘: Ein bestimmtes zur Kategorie der Prädikate gehörendes Symbol des Mentalischen ist derart kausal vernetzt, daß es typischerweise in einem positiven prädikativen Zusammenhang verwendet wird, wenn die betreffende Person in der Wahrnehmung mit einer sinnlichen Qualität aus einem bestimmten Bereich konfrontiert ist. Es ist dann plausibel, daß das prädikative Symbol die generische Qualität als Bedeutung besitzt und als Beitrag zum Inhalt von Denkepisoden beisteuert, deren Spezifikationen zum Bereich der die Verwendung auslösenden Qualitäten gehört. Tatsächlich mag die Struktur, aufgrund derer selbst die primitivste Denkepisode ihren Inhalt besitzt, viel komplizierter sein. Doch der simple Modellfall zeigt, daß es im internalistischen Rahmen kein prinzipielles Problem darstellt, Qualitäten oder allgemein Universalien als Inhalte gedanklicher Episoden bereit zu stellen.

Falls meine Konsequenz aus der Diskussion von Blocks Zwei-Faktoren-Semantik richtig ist, so können wahrheitsfähige Inhalte, die aus solchen intern zugänglichen Universalien aufgebaut sind, nicht *per se* ‚robuste‘ Weltkonstuentien festlegen, etwa Sachverhalte, die sich als Paare aus robusten Gegenständen und entsprechenden Eigenschaften auffassen lassen. Das bedeutet unter anderem, daß die intern zugänglichen Universalien die falsche Art von Entitäten sind, um von robust konzipierten Gegenständen exemplifiziert zu werden. Es sind aber die intern zugänglichen Universalien, die in die wahrheitsfähigen Balloninhalte eingehen, die wir also irgendwie zuschreiben oder präzisieren, wenn wir von Balloninhalten überzeugt sind. Folglich sind die robust konzipierten Gegenstände nicht das, dem wir Eigenschaften zuschreiben. Vielleicht durchzieht unser Leben die Illusion, daß wir mit solchen Gegenständen umge-

Version des phänomenologischen Programms formuliert, etwa *OPM*, S. 47: „... the philosophical given for each philosopher is the totality of his [!] diverse experiences and the whole of each of his [!] thinking idiolects ...“

hen. Jedenfalls muß es eine *philosophische* Illusion sein, daß unsere gewöhnliche Konzeption der Gegenstände, mit denen wir umgehen, die robuste Konzeption ist. Die Frage ist, wie eine Alternative aussehen könnte.

Als Herangehensweise bietet es sich an zu untersuchen, welche Struktur eine einfache Aussage über gewöhnliche Gegenstände haben muß, um möglicherweise wahr zu sein. Einfache Aussagen, die zumindest oberflächengrammatisch betrachtet einen singulären Term enthalten, für dessen Funktionsweise gute Vorschläge existieren, wären etwa Aussagen mit Kennzeichnungen der Form ‚Der F ist G‘. Den expliziten Prädikatterm G wie auch den in die Kennzeichnung eingelassenen prädikativen Ausdruck F werde ich als Namen verstehen, die intern begreifbare Eigenschaften bezeichnen. Die entsprechend angepaßte Russell-Analyse ergibt:

$$\exists x (x \text{ hat } F \wedge \forall y (y \text{ hat } F \rightarrow x = y) \wedge x \text{ hat } G)$$

Wenn wir dieser Analyse folgen, bilden wir uns ein, wir quantifizierten über gewöhnliche Gegenstände im robusten Sinn. Aber wie erläutert kann kein robuster Gegenstand die betreffenden Eigenschaften haben.⁶⁴ Die Aufgabe besteht darin, möglichst viel von dieser auf den ersten Blick und bezüglich vieler Fälle plausiblen Analyse mit robust verstandenen Quantifikationen zu reproduzieren, ohne aber Quantifikationen über robust Verstandenes zu verwenden. Es ist hilfreich, eine zur angegebenen Analyse logisch äquivalente Konjunktion mit einem Einmalige-Exemplifikation-Glied und einem Gemeinsame-Exemplifikation-Glied zu betrachten:

$$\exists x (x \text{ hat } F \wedge \forall y (y \text{ hat } F \rightarrow x = y)) \wedge \exists x (x \text{ hat } F \wedge x \text{ hat } G)$$

Wenn man sich auf das zweite Konjunkt konzentriert, so wird deutlich: Man benötigt ein Konzept von der Koexemplifikation zweier Eigenschaften, das nicht die Fähigkeit erfordert, in quantifizierter Form auf Gegenstände in einem robusten Sinn Bezug zu nehmen. Um die robuste Suggestion in der Redeweise ganz zu beseitigen, sollte man statt von einem Konzept der Koexemplifikation besser von dem eines speziellen *Zusammensein*⁶⁵ zweier Eigenschaften sprechen. Das Quantifikationsschema ‚ $\exists x (x \text{ hat } F \wedge x \text{ hat } G)$ ‘ kollabiert demnach zu einem unanalysierten Relationsausdruck ‚ $Z^2 (F, G)$ ‘.

Aufklärung über die Beziehung Z^2 sollte man sich nicht von einer syntaktischen Zergliederung erhoffen, die doch nur zurück zum Quantifikationsschema führt. Vielmehr sollte man sich bemühen, die Beziehung inhaltlich zu bestimmen. Ich werde hier nur einerseits beispielhaft ein zentrales formales Bedeutungspostulate angeben, d.h. ein die Bedeutung von ‚ Z^2 ‘ partiell explizierende Prinzip, das an Konstanten außer ‚ Z^2 ‘ nur das logische Vokabular enthält, und andererseits deutlich machen, von was für einer Art der mit ‚ Z^2 ‘ verbundene Begriff sein muß. An erster Stelle der plausiblen Bedeutungspostulate steht zweifellos das Prinzip,

⁶⁴ Sofern man die relationale Struktur der Prädikation ‚ $x \text{ hat } F$ ‘ ernst nimmt, muß man beachten, daß auch der Beziehungsausdruck ‚hat‘ für eine intern begreifbare Universalie stehen muß.

⁶⁵ In seiner vorthoretischen Entwicklung in *ThLE11Fiction* verwendet Castañeda den Ausdruck ‚togetherness‘; siehe S. 193-94.

daß zwei logisch inkompatible Eigenschaften niemals auf Z^2 -Art v verbunden (,zusammen‘) sind.⁶⁶ Es ist jedoch absehbar, daß ausschließlich formale Prinzipien nicht ausreichen, um den Z^2 -Begriff vollständig zu explizieren. Solche Prinzipien können zwar absichern, daß sich Eigenschaften in *konsistente* Mengen miteinander in Z^2 stehender Eigenschaften einsortieren lassen. Aber Konsistenz reicht nicht aus für ein Zusammensein, das Idee der Koexemplifikation realisieren soll, die man ursprünglich mit dem Konjunkt ‚ $\exists x (x \text{ hat } F \wedge x \text{ hat } G)$ ‘ verbunden hat; denn nicht alles Konsistente ist nach dieser Idee exemplifiziert, sondern nur das, was eben von irgendeinem robusten Gegenstand exemplifiziert wird. Es fehlt jedoch die Möglichkeit, den Unterschied einfach mit Hilfe eines Existenzquantors, also mittels logischen Vokabulars auszudrücken. Allgemeiner gilt für kein mit Recht so zu nennendes logisches Vokabular V , daß der mit Z^2 verbundener Begriff von der Art ist, daß die Bedeutung von Z^2 vollständig mittels formaler Bedeutungspostulate auf der Basis von V explizierbar ist.⁶⁷ Den schärfsten Kontrast zu gänzlich durch formale Bedeutungspostulate explizierbaren Begriffen bilden beobachtungsnahe Begriffe wie etwa die von Farbeigenschaften, die man ohne Zögern als empirische Begriffe bezeichnen würde. Obwohl das Konzept von existenziellem Zusammensein, das sich als die richtige Ausformung des hier nur in einem ersten Versuch vorgestellten Z^2 -Begriffs erweist, viel abstrakter als solche beobachtungsnahen Begriffe sein muß, wird er dennoch solchen Begriffen ähnlicher sein als Konzepten etwa von logischer Konjunktion und Allquantifikation. Man muß sich demnach darauf einstellen, daß sich der Begriff eines derartigen Zusammenseins, das so etwas wie Eigenschaften zu gewöhnlichen wirklichen Gegenständen zusammenfaßt, in einem genügend weiten Sinn selbst als empirischer Begriff erweisen wird. Nach Castañedas Ontologie, der Theorie der Gestaltungen, ist dieses Konzept das der *Konsubstantiation*. Die Konsubstantiation soll eine zweistellige Beziehung sein, für die in der ‚kanonischen Notation‘ der Gestaltungstheorie das Symbol „C*“ steht. Die Relata sind jedoch nicht einzelne Eigenschaften, sondern *Mengen* von Eigenschaften, die vorab durch die Anwendung eines *Individuations-* oder *Konkretisierungsoperators* in denkbare Individuen, sogenannte *individuelle Gestaltungen*, transformiert wurden.⁶⁸ In der spezifischen Form, die Castañedas Ontologie vorsieht, sind die gewöhnlichen Gegenstände gemäß einer internalistischen Ontologie Systeme von solchen durch einen einheitlichen Operator in konkrete Individuen transformierte Eigenschaftsmengen, die durch eine bestimmte Beziehung zusammengehalten werden, deren Ausdruck jedenfalls nicht zum logischen Vokabular gezählt werden kann.

⁶⁶ Damit dieses Prinzip sinnvoll ist, benötigt man offenbar primäre logische Operationen auf Eigenschaften; man braucht also etwa einen Prädikatnegator, -konjunkt und -disjunkt, die unabhängig von ihren Pendants für Sätze Bedeutung haben, jedenfalls für Sätze, die ein Z^2 -Zusammensein von Eigenschaften ausdrücken.

⁶⁷ V kann plausiblerweise jedenfalls die aussagenlogischen, zusätzlich die prädikatenlogischen und obendrein die mengentheoretischen fundamentalen Konstanten (etwa: Negator und Konjunkt, Allquantoren, das Elementarsymbol ‚ \in ‘) enthalten.

⁶⁸ Zum empirischen Status dieses Begriffs siehe *RefRealPerc*, S. 805: „... a suitable and useful concept of existence is a general empirical concept of existence ...“

2.c Belege dafür, daß unsere philosophische skeptische Reflexion bereits im Alltagsbewußtsein vor-gezeichnet ist, kann nur eine Untersuchung der gewöhnlichen Semantik indexikalischer Ausdrücke und speziell des Indikators ‚ich‘ ans Licht bringen.

Sobald man eine solche internalistische Bündelkonzeption wirklicher Gegenstände formuliert, drängt sich die Frage auf, wie denn diese Konzeption die tatsächliche, philosophisch unreflektierte Auffassung wiedergeben soll, die wir in unserem alltäglichen kognitiven Umgang von gewöhnlichen Dingen haben. Die Frage gewinnt ihre Stoßkraft aus der Imagination, man würde einem philosophisch unverdorbenen Zeitgenossen diese Konzeption als *seine* vorstellen und höchstwahrscheinlich dankende Ablehnung ernten. Ich möchte zu diesem Problem zunächst zwei Punkte von sehr unterschiedlichem Status anmerken.

Erstens ist der innertheoretische Hinweis wichtig, daß die internalistische Auffassung der *Inhalte* des Ballons gerade keine internalistische Auffassung der *Wahrheit* dieser Inhalte einschließt. Es ist geradezu das eigentliche Ergebnis der skeptischen Reflexion, daß sich die Wahrheit der Balloninhalte nicht per logischer oder einer anderen sehr starken Implikation aus den Registrierungen von Erfahrungserlebnissen ergibt.⁶⁹ Zumindest ein Teil des imaginierten spontanen Widerstandes des philosophisch unverdorbenen wie auch des philosophisch informierten Zeitgenossen läßt sich nach meiner Einschätzung darauf zurückführen, daß sie unter dem Eindruck der behaupteten Internalität der Inhalte die Externalität ihrer Wahrheit nicht beachten.

Zweitens sollte man sich in zwischen-theoretischer Hinsicht klar machen, daß es bemerkenswert leichter fällt zu behaupten, eine explizite Theorie gewöhnlicher Dinge widerspreche krass dem gesunden Menschenverstand, als eine Konzeption zu formulieren, die ganz ohne Zumutungen für den unverdorbenen Zeitgenossen ist. An relevanten semantisch-ontologischen Auffassungen erwähne ich nur (i) Sellars' letztlich eliminativistische Auffassung, daß es tatsächlich solche Dinge, wie der Alltagsverstand sie konzipiert, *nicht gibt*;⁷⁰ (ii) die Auffassung, gewöhnliche in der Zeit erstreckte Dinge seien tatsächlich Systeme aus momentanen Stücken des Raumes, deren Elemente bestimmte interne Eigenschaften exemplifizieren.⁷¹

Insgesamt scheint es ein Fehler zu sein anzunehmen, daß sich an der Oberfläche unserer alltäglichen Einstellung zur Welt eine wohlartikulierte, jedoch aus Gründen der Trivialität verschwiegene Konzeption der Kategorie des gewöhnlichen existierenden Dinges befindet, der

⁶⁹ Der strikte Internalismus bezüglich der Inhalte hat also nichts mit einem Idealismus zu tun, wie ihn D. Chalmers in *ConsciousMind*, S. 75 charakterisiert: „... the facts about the external world do not supervene logically on the facts about our experience (Idealists, positivists, and others have argued controversially that they do. ...)“ Und er fügt völlig treffend hinzu: „Note that if these views are accepted the skeptical problem falls away.“

⁷⁰ Eine sehr deutliche Formulierung findet sich in einem Zusammenhang, in dem ‚Beobachtungsrahmen‘ im wesentlichen die Rolle von ‚manifestes Weltbild‘ spielt; siehe *LangTheories*, S. 126: „According to the view I am proposing, correspondence rules would appear in the material mode as statements to the effect that the objects of the observational framework *do not really exist - there really are no such things*. They envisage the *abandonment* of a sense and its denotation.“

⁷¹ Das ist im wesentlichen D. Lewis' Ansicht.

eine ontologische Theorie offensichtlich widersprechen kann. Vielmehr bildet diese Kategorie ein zentrales Element der Struktur der erfahr- und denkbaren Welt, d.h. des Gegenstandes der phänomenologischen Ontologie in ihrem weitestmöglichen, noch nicht in eine strikt internalistische Fassung gebrachte Sinn, und muß auf der Grundlage mannigfaltiger Daten herausdestilliert werden. Mein Proto-Konzept des existenziellen Zusammenseins, d.h. der Relation Z^2 , habe ich ausgehend von der internalistischen Fassung und folglich mittelbar gestützt auf ein sehr spezielles und umstrittenes Datum entwickelt, nämlich die Erfahrung der skeptischen Reflexion. Dieses Datum besitzt den Nachteil, daß es eine nicht alltägliche Erfahrung des Philosophen selbst und keine Mannigfaltigkeit alltäglicher Erfahrungen darstellt, die wir Philosophen nur beschreiben und interpretieren, um ein theoriefähiges Muster zu entdecken. Zweifellos wäre es hilfreich, außer Daten, die unmittelbar den Aufbau gewöhnlicher Dinge betreffen, auch solche zu finden, die dafür sprechen, daß in der Gesamtkonzeption des Alltagsverständes vom Verhältnis seines Erfahrens und Denkens zur Welt die Möglichkeit der skeptischen Reflexion vorgezeichnet ist. Das Schema des Totalinhaltes der Reflexion ist ‚Ich denke, daß (Der Ballon)‘; doch in meiner Darstellung spielten außerdem die intern registrierten Inhalte von der Art der phänomenalen Züge eine Rolle, nämlich als epistemischer Kontrast zu den fragwürdigen Balloninhalten. Es scheint, daß die alltägliche Auffassung die Möglichkeit der skeptischen Reflexion vorzeichnet, wenn sie ein latentes Wissen einschließt, daß ein korrekter Gebrauch des Indikators ‚ich‘ mit einer sehr speziellen aktuellen, d.h. nicht bloß in einer Disposition zur Informationsaufnahme bestehenden Erfahrung einhergeht. Darin müßte ein bestimmter Bereich von bewußten Inhalten in einem basalen Sinn als ‚meine‘ erfahren werden; es muß sich um einen Sinn handeln, in dem Inhalte unabhängig von der Frage ‚meine‘ sind, ob ich als volle Person, die einen mannigfaltig beschreibbaren Körper besitzt und durch ihn mit den Dingen der Welt in kausaler Beziehung steht, bestimmte geistige Eigenschaften besitze, wie ich sie auch Personen zuschreiben kann, die von mir verschiedenen sind.

Daß eine derartige Erfahrungshaftigkeit nicht nur den Gebrauch des Indikators der ersten Person⁷² kennzeichnet, sondern die gesamte Kategorie der Indikatoren unter den singulären Termini auszeichnet, ist erstens das zentrale Ergebnis der phänomenologischen Linguistik, soweit Castañeda sie betrieben hat; dementsprechend stellt zweitens die konsequente Umsetzung dieses Befundes in der Semantik und Ontologie der Gestaltungstheorie das Charakteristikum dar, welches seine Theorie am schärfsten von verbreiteten zeitgenössischen Auffassungen der Semantik der Indikatoren unterscheidet, insbesondere von den Theorien der ‚direkten Bezugnahme‘ der Indikatoren.⁷³

⁷² Man muß unterscheiden zwischen dem ‚Mechanismus‘, in der ersten Person singular auf sich selbst Bezug zu nehmen, und den verschiedenen Termini und Strukturen der natürlichen Sprachen, mit denen sich solche Bezugnahmen formulieren oder ausdrücken lassen. Der Einfachheit halber spreche ich trotzdem häufig von dem Indikator ‚ich‘ und meine damit den allgemeinen Mechanismus.

⁷³ Der klassische Text ist D. Kaplans *Demonstratives*. Castañeda diskutiert Kaplans Theorie ausführlich in *DirectReference*.

Hinsichtlich des Indikators ‚ich‘ ist der Unterschied besonders krass, und deswegen werde ich den Indikator der ersten Person singular im anschließenden Teil DREI ausführlich behandeln: Einerseits ist der Widerstand dagegen, ein aktual-erfahrungshafte Moment von Bezugnahmen mit ‚ich‘ anzuerkennen, in den vorherrschenden Theorieansätzen besonders groß. Andererseits betraf Castañedas ursprüngliche Entdeckung in der phänomenologischen Linguistik zunächst Bezugnahmen in der ersten Person singular. Die Entdeckung besteht in folgendem Kontrast zwischen der Zuschreibung von Bezugnahmen mittels nicht-indexikalischer singularer Termini einerseits und mittels Indikatoren, speziell mit dem Indikator ‚ich‘: Eine Bezugnahme mit einem nicht-indexikalischen Term (bzw. eine geistige oder epistemische Einstellung oder Episode, die der Inhaber durch Verwendung eines solchen Ausdrucks korrekt formulieren könnte) schreiben wir jemandem typischerweise zu, indem wir denselben Ausdruck in indirekter Rede verwenden. Dagegen verfügen wir über spezielle semantische Mechanismen, um jemanden eine Verwendung eines Indikators als solche zuzuschreiben (bzw. eine geistige oder epistemische Einstellung oder Episode, die er durch Verwendung eines solchen Ausdrucks korrekt formulieren könnte). Speziell fand Castañeda, daß eine Bezugnahme in der ersten Person singular durch einen besonderen Gebrauch der Pronomina „er“/„sie“ zugeschrieben wird, wobei die Pronomina syntaktisch innerhalb der indirekten Rede vorkommen. Zur Beseitigung der Ambiguität schreibt er für diesen Gebrauch als *Quasi-Indikatoren* entweder informell „er selbst“/„sie selbst“ oder halb-formal „er*“/„sie*“. Beispielsweise fungiert das Pronomen „sie“ in einer plausiblen Verwendung des deutschen Satzes „Erst später wurde Maria klar, wie sehr *sie* Peter verletzt hatte“ als ein solcher Quasi-Indikator für die Zuschreibung von (möglichen) Bezugnahmen in der ersten Person singular.

Bemerkenswert mit Blick auf die skeptische Reflexion ist der Kontext der ursprünglichen Entdeckung. In seiner frühen Auseinandersetzung mit von Wittgensteins Spätwerk inspirierten Versuchen, die Möglichkeit privater Sprachen zu widerlegen, hält Castañeda diesen Argumentationen nämlich ein Reihe angeblicher Bedeutungspostulate⁷⁴ entgegen, die insbesondere die Begriffe des Wissens und des Schmerzes in Beziehung setzen und belegen sollen, daß die ‚Logik‘ unserer Umgangssprache die Privatheit bestimmter Phänomene anerkennt. So lautet ein Postulat der Unkorrigierbarkeit:

Wenn x glaubt, daß er Schmerzen hat, während er auf seine Gefühle acht gibt,
dann weiß x, daß er Schmerzen hat.⁷⁵

⁷⁴ Zum Status von Bedeutungspostulaten siehe insb. *Holism*, S. 108. Folgende Bestimmung scheint mir Castañedas Gebrauch des Terminus auf den Punkt zu bringen: Bedeutungspostulate zu einem Ausdruck A sind begrifflich wahre Aussagen, deren begriffliche Wahrheit wesentlich vom Vorkommen dieses Ausdrucks abhängt; es gibt also Varianten der Aussage, in denen statt A ein anderer Ausdruck vorkommt und die nicht begrifflich wahr sind. Ich vermute und möchte es jedenfalls selbst vertreten, daß unter den Bedeutungspostulaten in diesem Sinn *einige* ausgezeichnet sind, die für die Bedeutung des Ausdrucks konstitutiv sind.

⁷⁵ Die ursprüngliche lange Liste von ‚Schmerz-Postulaten‘ findet sich in *PrivLangReductio* (1962/71), S. 138-40; eine knappere Variante steht in *ConsBehav*, S. 127; meine etwas einfachere Formulierung entspricht einem späteren Selbst-Referat in *Colors*, S. 199-200: „...the private language prob-

Da Wissen Wahrheit impliziert⁷⁶, handelt es sich eigentlich um ein Prinzip der Infallibilität. Es gibt einige Hinweise, daß Castañeda später auf der Infallibilität nicht besteht. So arbeitet er in *DirectAwareness* ausdrücklich mit einem schwächeren Begriff von Unkorrigierbarkeit, der keine Garantie der Wahrheit der betreffenden Propositionen impliziert, sondern nur verlangt, daß diese Propositionen in einem wichtigen Sinn von „Belegtsein“ das stärkste Belegtsein für die jeweilige Person besitzen, selbst wenn sie sich im Prinzip irren kann.⁷⁷

In Teil DREI werde ich von einer konkreten, alltäglichen Aussage ausgehen, die wir offenbar als begriffliche Falschheit einstufen und die sich auch im Geiste von Castañedas Schmerz-Postulaten als solche verstehen läßt. Ich werde dafür argumentieren, daß die Tatsache, daß die involvierten Begriffe die Aussage zu einer begriffliche Falschheit machen und wir das auch sofort einzusehen vermögen, zur Erklärung erfordert, daß korrekte Verwendungen des Indikators ‚ich‘ tatsächlich mit einer bestimmten aktuellen Erfahrung verknüpft sind. Sofern die Argumentation erfolgreich ist, liegt zugleich dreierlei vor:

- a. ein Beleg für die Erfahrungshaftigkeit von Verwendungen des umstrittenen paradigmatischen Indikators ‚ich‘;
- b. eine Aufklärung der Weise, wie die skeptische Reflexion im alltäglichen Bewußtsein vor-gezeichnet ist;
- c. eine proto-theoretische Grundlage für die Entwicklung einer Theorie des spezifischen Inhaltes des durch Verwendungen von ‚ich‘ formulierbaren und ausdrückbaren *Selbst-*Bewußtseins im Kontrast zu bloßem Bewußtsein.

Bevor ich mich jedoch mit den besonderen Problemen indexikalischer Bezugnahmen und ihrer Inhalte beschäftige, präsentiere ich im nächsten Abschnitt die Grundzüge der davon unabhängigen Theorie der Gestaltungen, die ich als ‚allgemeine Gestaltungstheorie‘ bezeichne, und diskutiere einige im weiteren relevanten Probleme.

II. Grundzüge und einige Probleme der allgemeinen Theorie der Gestaltungen

Bevor ich die allgemeine Gestaltungstheorie genauer darstelle und diskutiere, möchte ich das Verhältnis spezifizieren, das ich zu ihr in dieser Arbeit habe. Der Schlußabschnitt von Teil EINS und der erste Abschnitt dieses Teils enthalten meine Gründe, weshalb sich bei dem Projekt, die in Teil EINS charakterisierte phänomenologische Reflexion zu verstehen, eine

lems and arguments ... led me to the pain postulates. Among them is a postulate of incorrigibility of the form "If X believes that HE is in pain while attending to his feelings, then he knows that HE is in pain." And this led to the discovery of the capitalized quasi-indicator 'he himself', and from this many exciting things followed.“ Zu dieser Geschichte siehe auch *PrivLangReductio*, S. 134.

⁷⁶ Das ist auch nach Castañedas Epistemologie so; siehe *Knowledge*, S. 196: ‚The knower’s beliefs must guarantee truths‘.

⁷⁷ Siehe *DirectAwareness*, S. 9 Anm. 5: „It is sufficient that in some important sense of evidence, they have the strongest evidence for X, even if X can be in principle, or sometimes is in fact, mistaken about some of those propositions.“ – Dazu paßt, daß Castañeda in *ThLE10Noumenon* die Frage, ob der Böse Dämon uns über unsere Schmerzen täuschen kann, als weniger wichtig übergeht.

Grundposition von der Art empfiehlt, wie Castañeda sie einnimmt. Ich bin in dieser Arbeit demnach primär dieser Grundposition verpflichtet. Aber mit einer bloßen Grundposition kann man nicht arbeiten; für die Diskussion von Castañedas Wahrnehmungstheorie benötige ich seine allgemeine Ontologie in ihren Details. Ob diese Theorie die einzig mögliche und die beste Ausführung der Grundauffassung ist, kann ich nicht entscheiden; sie scheint im Moment jedenfalls die einzige zu sein. Daraus erklären sich zwei Aspekte meiner Vorgehensweise in der Arbeit:

(a) Ich stelle mich auf den Boden dieser allgemeinen Ontologie und versuche in diesem Abschnitt zu zeigen, daß sie grundsätzlich mit der Vielfalt ontologischer Probleme zurecht kommt. Deswegen diskutiere ich in Unterabschnitt 2 den gut studierbaren und vielfältigen Beispielkonstruktionen erlaubenden ‚Testfall‘ gemischt wirklichkeitsbezogener und fiktionaler Diskurse.

(b) Ich diskutiere hier in Teil ZWEI zunächst Details und Probleme, die sich aus den strukturellen Prinzipien ergeben, die Castañeda für die Elemente seiner ontologischen Theorie formuliert, insbesondere für die verschiedenen Prädikationsformen oder Selbigkeitsbeziehungen.⁷⁸ Solche strukturellen Prinzipien können diese Elemente jedoch nicht vollständig spezifizieren. Eine weitere inhaltliche Bestimmung ist aber mit Blick auf die Wahrnehmungstheorie zumindest wünschenswert. Ich werde deshalb in Abschnitt II von Teil FÜNF, nachdem ich große Bereiche der Wahrnehmungstheorie bereits diskutiert habe, auf einige Grundbegriffe der Gestaltungstheorie zurückkommen und im Kontext der Wahrnehmungstheorie einige inhaltliche Spezifizierungen vorschlagen; sie werden hauptsächlich die perzeptuell verwendete Konsoziation und die Konsubstanziation betreffen.

1. Wesentliche Prinzipien der Gestaltungstheorie und Erläuterung ihrer ‚kanonischen Notation‘

1.a Die allgemeine Gestaltungstheorie (GT) ist eine Semantik-cum-Ontologie, die Freges Dualismus von Sinn und Bedeutung vermeidet, eine Mehrzahl von Prädikationsformen annimmt und Quantifikation gegenüber Existenz als neutral betrachtet.

Um die allgemeine Gestaltungstheorie so weit vorzustellen, daß ich mit ihr im weiteren arbeiten kann, erscheint es mir hilfreich, zwischen drei Prinzipien, die den Geist des Projektes ausmachen, und einigen zentralen Prinzipien der eigentlichen Theorie zu unterscheiden. Würde eines der ersten drei für das Projekt wesentlichen Prinzipien aufgegeben, wäre das Projekt beendet. Eines der nur für die Theorie zentralen spezifischeren Prinzipien aufzugeben bedeu-

⁷⁸ Eine sehr detaillierte, zunächst rekonstruktive und letztlich revisionistische Auseinandersetzung mit der Gestaltungstheorie, die sich ganz auf die strukturellen Prinzipien konzentriert, ist Francesco Orilias *GuiseTheory*.

tete zwar einen massiven Eingriff in die Theorie, doch wäre vielleicht eine alternative Theorie im selben Geiste möglich.⁷⁹

Für das Projekt wesentliche Prinzipien der Gestaltungstheorie:

- I. Der semantische Bezug eines bestimmten singulären Terms ist, wenn man eine Kennzeichnung der Form „der/die/das so-und-so“ als paradigmatisch betrachtet und von lexikalischer Ambiguität, Kontextsensitivität und Indexikalität absieht,
 - (a) eine einzige Entität, nicht etwa ein Sinn und außerdem eine Bedeutung oder ein Bezug, die ontologisch betrachtet eher dem gewöhnlichen Sinn als der gewöhnlichen Bedeutung eines Namens bei Frege entspricht,
 - (b) und sie ist immer dieselbe Entität, nicht etwa bei gewöhnlicher Verwendung ein bestimmter Gegenstand und bei Verwendung in einem modalen oder Attributionskontext ein Sinn.⁸⁰
- II. Es gibt eine Pluralität von Prädikationsformen, die von dem durch einen (oder mehrere) singulären Term (oder singuläre Terme) Bezeichneten auf verschiedene Weise eine Eigenschaft (oder eine geeignete Beziehung) auszusagen erlauben; insbesondere gibt es einerseits notwendige Prädikationsformen⁸¹, die das Bezeichnete unabhängig davon zu charakterisieren erlauben, ob es in der Wirklichkeit eine Rolle spielt, und andererseits kontingente Prädikationsformen, die das Bezeichnete als etwas zu charakterisieren gestatten, das in der Wirklichkeit eine gewisse Rolle spielt.
- III. Die sogenannte Existenzquantifikation in Positionen singulärer Terme, die für gewöhnliche Gegenstände stehe, drückt keine Wirklichkeit aus und sollte daher besser als *partikuläre* Quantifikation bezeichnet werden.

Zentrale Prinzipien der Gestaltungstheorie:

1. Individuelle Gestaltungen.

Das durch einen singulären Term Bezeichnete ist ein *Bündel von* endlich oder unendlich vielen einfachen oder komplexen *monadischen Eigenschaften*⁸², die durch Anwendung

⁷⁹ Denkbare massive Eingriffe wären: (i) die Aufgabe der Konsoziation als eigenständiger Prädikationsform; noch massiver wohl (ii) die Aufgabe der Reduktion relationaler auf monadische Prädikationen.

⁸⁰ Siehe folgende zwei Punkte in *ThStrW*, S. 235: „... the system ... (v) eschews representationalism; (vi) drops the dichotomy sense-referent, by making, so to speak, the sense of a single term its referent ...“; siehe zur anti-fregeschen Einstellung besonders *T83PerryAntwort*, S. 314-15; S. 314: „My non-representationism has led me to a comprehensive, thoroughly *non*-Fregean theory of reference, meaning, and objects...“; siehe auch *T86RosenbergAntwort*, S. 339-40, zur Unterscheidung eines Repräsentationalismus im Sinn der Auffassung, daß semantisch vermittelnde Entitäten den primären Bezug von Ausdrücken bilden (was Castañeda ablehnt), und im Sinn der Auffassung, daß Denken einen symbolisch-repräsentationalen Charakter hat (was er akzeptiert).

⁸¹ Daß eine Prädikationsform notwendig oder kontingent ist, heißt einfach, daß die einfachsten sie einschließenden Propositionen notwendigerweise bzw. bloß kontingenterweise wahr oder falsch sind.

⁸² Zur Rede von Eigenschaftsbündeln siehe *PBS*, S. 313.

immer desselben *Operators* zu einem konkreten Individuum vereinigt sind, das auch *individuelle Gestaltung* genannt wird. Der Grenzfall, daß nur eine einzige Eigenschaft zu dem ‚Bündel‘ gehört, ist zugelassen. Eine solche Gestaltung besitzt *intern* genau die Eigenschaften, aus denen sie durch den Operator gebildet wurde.

Details:

- (a) *Individuationsoperator*. Die Vereinigung wird als zweischrittig dargestellt: Zunächst bildet der durch ‚{...}‘ dargestellte Mengenoperator aus einer Mehrzahl monadischer Eigenschaften F_1, F_2, \dots die Menge $\{F_1, F_2, \dots\}$, die als abstraktes Individuum gilt; dann bildet der durch ‚c‘ dargestellte *Individuations-* oder *Konkretisierungsoperator* aus der Menge die *individuelle Gestaltung* $c\{F_1, F_2, \dots\}$ ⁸³.
- (b) *Kern*. Die Menge $\{F_1, F_2, \dots\}$ heißt *Kern* der Gestaltung $c\{F_1, F_2, \dots\}$, gekennzeichnet auch durch $/c\{F_1, F_2, \dots\}/$.⁸⁴
- (c) *Meinongsche Prädikation*. Unter den Prädikationsformen findet sich die *interne* oder auch *Meinongsche Prädikation*,⁸⁵ dargestellt durch ‚ $\alpha(\phi)$ ‘. ‚ $\alpha(\phi)$ ‘ ist wahr genau dann, wenn die durch ϕ bezeichnete monadische Eigenschaft Element des Kerns der durch α bezeichneten Gestaltung ist.⁸⁶

Erläuterungen:

Auf den Hinweis hin, daß die Eigenschaftsmenge bereits ein Individuum sei, ändert Castañeda die Bezeichnung von „Individuations-“ zu „*Konkretisierungsoperator*“.⁸⁷

Außerdem erwägt er eine Variante, in der eine individuelle Gestaltung in einem einzigen Schritt gebildet wird, so daß ‚ $c\{\dots\}$ ‘ für einen unzerlegbaren Operator stünde.

Die Individuenbildung als solche hat nichts damit zu tun, daß Eigenschaften etwa einer bestimmten Raumzeitstelle oder –region zugeordnet werden.⁸⁸

Die Rede von Operatoren ist abstrakt zu verstehen, nicht im Sinn einer von der Natur oder einem Geist vorgenommenen Operation in der Zeit. Die Rede von der ‚Bildung‘ von Individuen aus Eigenschaften muß metaphorisch verstanden werden.⁸⁹

2. Relationale und monadische Prädikation.

⁸³ „Konkretes Individuum“ ist die ursprüngliche Bezeichnung in *ThStrW* 2.2, S. 240; später heißen diese Individuen „Gestaltungen“ („guises“); so durchgängig in *PBS* (1977).

⁸⁴ Siehe *ThLE11Fiction*, S. 200; *T83ClarkAntwort*, S. 195.

⁸⁵ „Meinongsche Prädikation“ ist die ursprüngliche Bezeichnung in *ThStrW* 2.3, S. 240; in *PBS* heißt sie interne Prädikation im Unterschied zu all den anderen Prädikationsformen, die als externe zusammengefaßt werden; siehe etwa S. 318.

⁸⁶ Siehe knapp *ThLE11Fiction*, S. 200, Prinzip (1P.T1).

⁸⁷ Siehe *T86RosenbergAntwort*, S. 335

⁸⁸ Dieses Mißverständnis findet sich in *T83Clark*, S. 126: „Evidently „concretizing“ something involves locating it, placing it in a system of spatial and temporal things, whether actual or not.“ Es findet sich auch keinerlei Hinweis darauf, daß die Individualisierung von Eigenschaften zur Gestaltung etwas mit dem Übergang von echten Universalien zu sogenannten Tropen (abhängigen Einzelnen, individuellen Momenten) zu tun hat.

⁸⁹ Im Sinn einer geistigen Produktion hat K. Jacobi die Rede von Operatoren mißverstanden; siehe dazu *J/P-JacobiAntwort*, S. 532-34; S. 532: „These operators were conceived platonistically...“

Relationale Prädikationen sind in dem Sinn *auf monadische zurückführbar*, daß die in der Gestaltungstheorie vorgesehenen verschiedenen Prädikationsformen es nur erlauben, eine monadische Eigenschaft von einer individuellen Gestaltung zu prädicieren.⁹⁰ Die prädierte Eigenschaft kann allerdings komplex sein und eine relationale Universalie einschließen, wie etwa die Eigenschaft, vom Bundeskanzler entlassen zu werden.

3. *Prädikation und Selbigkeitsbeziehungen.*

Alle Prädikationen außer der internen Meinongschen sind *auf* Aussagen über die *Selbigkeit von Gestaltungen zurückführbar*. Die externen Prädikationsformen sind demnach Beziehungen zwischen Gestaltungen und werden als *Selbigkeitsbeziehungen* bezeichnet.⁹¹

Details:

- (a) ϕ -*Erstreckung*. Die Schreibweise $\alpha[\phi]$ kürzt einen Ausdruck ab, der die Gestaltung bezeichnet, die sich ergibt, wenn man den Kern der durch α bezeichneten Gestaltung um die durch ϕ ausgedrückte Eigenschaft erweitert. Die durch $\alpha[\phi]$ bezeichnete Gestaltung heißt ϕ -*Erstreckung* („ ϕ -protraction“) der durch α bezeichneten.⁹²
- (b) Eine Prädikation der Form α ist ϕ ist analysierbar entweder als $\alpha(\phi)$ oder als $C(\alpha, \alpha[\phi])$, wobei C für eines der Symbole „*C“, „C*“ oder „C**“ oder Varianten von ihnen steht.⁹³

4. *Kontingente Selbigkeitsbeziehungen.*

Es gibt zwei kontingente Selbigkeitsbeziehungen, nämlich die durch $C^*(\dots, \dots)$ ausgedrückte *Konsubstantiation* und die durch $C^{**}(\dots, \dots)$ ausgedrückte *Konsoziation*. Man muß allerdings mit Spezifikationen sowie mit Mischformen von ihnen rechnen.

⁹⁰ Siehe besonders die Berufung auf Leibniz' Reduktion von Relationen auf Qualitäten in *ThStrW* 2.5.5, S. 244.

⁹¹ Castañeda hat mehr oder weniger versuchsweise die Meinongsche Prädikation auf eine der externen Selbigkeitsbeziehungen, nämlich die Konflation, zurückgeführt, da sie ihm als struktureller Ausreißer mißfiel; siehe *T86RosenbergAntwort*, S. 336-37; *T83PlantingaAntwort*, S. 346.

⁹² $\alpha[\phi]$ wird nicht als Element der ‚kanonischen Notation‘ von GT eingeführt, sondern als metasprachliche Abkürzung von Ausdrücken in dieser Notation; siehe *ThStrW*, S. 243.

⁹³ Castañedas ursprüngliche Analyse der extern verstandenen Aussageform α ist ϕ ist $\exists x (C(x, \alpha) \wedge x(\phi))$ (*ThStrW*, S. 242). Diese Analyse hat den Vorteil, daß sie zwischen ‚Der F, G ist F‘ und ‚Der F, G ist G‘ zu unterscheiden erlaubt. Um diese Unterscheidung auch mit der Notation der ϕ -Erstreckung zu ermöglichen, veränderte Castañeda in Reaktion auf entsprechende Hinweise von A. Plantinga GT dahingehend, daß der Konkretisierungsoperator c auf *geordnete* Mengen wirken soll, etwa auf $\langle F, G \rangle$. (Siehe *T83PlantingaAntwort*, S. 346, 353.) Das Problem ist, daß er nach meiner Kenntnis nirgends erklärt, wie dann mit Gestaltungen mit Kernen unendlicher Mächtigkeit umgegangen werden soll. Da eine entsprechende Anpassung zweifellos zu einer Kompliziertheit führen wird, deren weitere Vorteile nicht leicht zu erkennen sind, werde ich GT mit ungeordneten Mengen als Kernen verwenden. – Das Plantinga-Problem kann man entweder als durch die Prädikationsanalyse mit partikulärer Quantifikation gelöst betrachten; dann enthielte allerdings jede einfache Prädikation eine solche Quantifikation. Oder man nimmt eine objektsprachliche Entsprechung der metasprachlichen Abkürzungsnotation $\alpha[\phi]$ an; so könnte $c\{F, G\}[G]$ für $c(\{F, G\} \cup \{G\})$ stehen oder allgemein $x[F]$ für $c(x/\cup\{F\})$.

Details:

(a) *Konsubstantiation*. ‚ $C^*(\alpha, \beta)$ ‘ ist wahr, wenn eine entsprechende natürlichsprachliche Aussage der Form ‚Der/die/das ... ist (der/die/das-selbe wie) der/die/das ---‘ im gewöhnlichsten Verständnis wahr ist. ‚ $C^*(\alpha, \alpha[\phi])$ ‘ ist wahr, wenn eine entsprechende natürlichsprachliche Aussage ‚Der/die/das ... ist so-und-so‘ im gewöhnlichsten Verständnis wahr ist. Für die Konsubstantiation gelten eine Reihe von Gesetze, die im wesentlichen folgendes beinhalten:

- die Reflexivität der Beziehung in ihrem Bereich ($C^*(\alpha, \beta) \rightarrow C^*(\alpha, \alpha)$),
- ihre Symmetrie ($C^*(\alpha, \beta) \rightarrow C^*(\beta, \alpha)$),
- ihre Transitivität ($C^*(\alpha, \beta) \wedge C^*(\beta, \gamma) \rightarrow C^*(\alpha, \gamma)$),
- die Konsistenz von konsubstantiierten Gestaltungen
($C^*(\alpha, \beta) \rightarrow \neg \exists F (\alpha[F] \wedge \alpha[\neg F])$),
- und, vermittelt mehrerer Gesetze, daß jede konsubstantiierte Gestaltung mit genau einer sogenannten ‚Leibnizschen‘ Gestaltung konsubstantiiert ist, die nicht nur konsistent, sondern auch in dem Sinn vollständig ist, daß sie für jede Eigenschaft diese selbst oder ihre Negation im Kern enthält

$$(C^*(\alpha, \beta) \rightarrow \exists! \lambda \forall F (C^*(\alpha, \lambda) \wedge (\lambda[F] \vee \lambda[\neg F]))).^{94}$$

(b) *Konsoziation*. ‚ $C^{**}(\alpha, \beta)$ ‘ drückt die Selbigkeit zweier Gestaltungen *qua* Inhalte geistiger Einstellungen aus; etwa daß das durch α und das durch β Bezeichnete für dasselbe gehalten werden oder, beispielsweise in einem fiktionalen Diskurs, als dasselbe hingestellt werden. ‚ $C^{**}(\alpha, \alpha[\phi])$ ‘ drückt entsprechende Prädikationen aus. Insbesondere soll diese Form dazu dienen, zurückhaltende Urteile in Wahrnehmungssituationen der Art ‚Das F dort sieht G aus‘ oder ‚Das F dort scheint G zu sein‘ zu verstehen. (Nähere Details zur Konsoziation, besonders in ihrer logischen Interaktion mit der Konsubstantiation in Unterabschnitt 2, 2.b-d.)

5. Existenz und Wirklichkeit.

Wirklichkeit ist analysierbar als Selbst-Konsubstantiiertsein einer Gestaltung, also durch ‚ $C^*(\alpha, \alpha)$ ‘. Gelegentlich werde ich kurz ‚ $E!\alpha$ ‘ schreiben. Das Selbst-Konsoziiertsein ‚ $C^{**}(\alpha, \alpha)$ ‘ beinhaltet nicht die Wirklichkeit des von α Bezeichneten, doch kann man von einer Existenz *qua* Inhalt einer geistigen Einstellung sprechen.

⁹⁴ Zum Begriff der Leibnizschen Gestaltung siehe *ThStrW* 2.11, S. 249-50; *PBS*, 212-13. Insgesamt sollen die Gesetze dafür sorgen, daß jedes System miteinander konsubstantiiert Gestaltungen ein Halbverband ist; siehe *ThStrW*, S. 250; *PBS*, S. 325-26. Nach Dunn, *RelevanceLogic*, S. 183, ist ein Halbverband eine Struktur (S, \vee) , für die gilt: Idempotenz $a \vee a = a$, Kommutativität $a \vee b = b \vee a$, Assoziativität $a \vee (b \vee c) = (a \vee b) \vee c$. Bei den konsubstantiierten Gestaltungen entspricht dem ‚ \vee ‘ die Bildung der Vereinigung der Kerne zweier Gestaltungen. Konsubstantiationsysteme sind nur *Halbverbände* und keine *Verbände*, da keine ähnlichen (sowie weiteren) Gesetze für die *Schnittbildung* von Gestaltungskernen gelten: Wenn α und β miteinander konsubstantiiert sind, dann sind sie auch mit der Gestaltung konsubstantiiert, die in ihrem Kern die Kerneigenschaften von α und β vereinigt, deren Kern also $/\alpha/ \cup / \beta/$ ist; sie ist aber nicht immer mit der Gestaltung konsubstantiiert, falls überhaupt ein nicht-leerer Schnitt existiert, deren Kern $/\alpha/ \cap / \beta/$ ist.

6. Notwendige Selbigkeitsbeziehungen.

Es gibt drei notwendige Prädikationsformen, nämlich die Meinongsche Prädikation, die in der Form $\alpha(\phi)$ ausgedrückt wird, sowie die beiden Selbigkeitsbeziehungen Identität ($\alpha = \beta$) und Konflation ($*C(\alpha, \beta)$).

Details:

(a) *Identität*. Es gelten das üblichen Axiom der Reflexivität ($x = x$) und die übliche Regel des Prädikatenkalküls $x = y, \phi_x \Rightarrow \phi_y[x/y]$ ⁹⁵ sowie eine bikonditionale Verstärkung von Leibniz' Gesetz der Identität des Ununterscheidbaren, nämlich $x = y \leftrightarrow \forall F(x(F) \leftrightarrow y(F))$.⁹⁶

(b) *Konflation*. Der zentrale Gedanke hinter der Konflation ist, daß $*C(\alpha, \beta)$ gerade dann wahr ist, wenn jede Eigenschaft im Kern der ersten involvierten Gestaltung von irgendeiner endlichen Teilmenge von Eigenschaften im Kern der zweiten Gestaltung logisch bzw. analytisch impliziert wird und umgekehrt. Die Konflation verbindet nicht nur in diesem Sinne äquivalente individuelle Gestaltungen miteinander, sondern auch in der logischen Form unterschiedene Gestaltungen derselben Proposition, genannt *propositionale Gestaltungen*. (Einige Details und Probleme diskutiere ich in Unterabschnitt 2, 2.a.)

1.b Weitere wichtige Aspekte sind: 1. Individuum und Operator; 2. Variablenschreibweise; 3. Eigenschafts- und Propositionen-Ebene; 4. Abkürzungen für Prädikationen

1. Weitgehendes Ignorieren des Kontrastes zwischen Individuum und Operator.

Einen wichtigen kategorialen Kontrast, den Castañeda ausdrücklich anerkennt, werde ich in der allgemeinen Darstellung weitgehend ignorieren und allenfalls im relevanten Einzelfall erwähnen. Ich meine den Gegensatz von Operator und Individuum, es sei konkret oder abstrakt,⁹⁷ oder in Freges Redeweise von Ungesättigtem und Gesättigtem. Der Konkretisierungsoperator c soll ausdrücklich etwas Ungesättigtes im Kontrast zu den Eigenschaftsmengen sein, auf die er anwendbar ist.⁹⁸ Da die so gebildeten Gestaltungen Individuen sind, müssen die sie verknüpfenden Selbigkeitsbeziehungen ebenfalls ungesättigt sein.⁹⁹ All das betrifft

⁹⁵ ϕ_x ist eine Aussage, in der „ x “ frei vorkommt; $\phi_x[x/y]$ ist die Aussage, die aus ϕ_x entsteht, wenn man alle freien Vorkommnisse von „ x “ durch solche von „ y “ ersetzt. – Castañeda selbst nimmt ein Axiom: $x = y \rightarrow (\phi[x] \leftrightarrow \phi[x/y])$ (*ThStrW*, S. 241).

⁹⁶ Zur Identität siehe *ThStrW* 2.4, S. 241.

⁹⁷ In *ThStrW*, S. 239, heißt es allerdings: „... non-vacuous quantifiers ... diminish the n -adic rank of properties. ... Individuals are operators that diminish a properties rank ...“ (Unterstr. RB) F. Orilia vermerkt diese Stelle ebenfalls als einzigen Ausreißer; *GuiseTheory*, S. 137 Anm. 4.

⁹⁸ Siehe *PBS*, S. 312. – Ein Problem stellt die zugrundeliegende Mengenbildungsoperation dar. Wenn $\{...\}$ wirklich für einen Operator steht, kann Castañeda unter Operatoren nicht durchgängig etwas verstehen, das eine bestimmte Stelligkeit besitzt. Denn was soll das Argument des Operators sein? Entweder ist es die *Menge* der Eigenschaften, die dann Element des Wertes sein soll, so daß der Operator einstellig ist; doch dann sind seine Argumente mit seinen Werten identisch. Oder der Operator ist mehrstellig und nimmt die Eigenschaften selbst als Argumente. Dann kann er entweder keine bestimmte Stelligkeit besitzen, oder Mengen verschiedener Mächtigkeit werden durch unterschiedliche Operatoren gebildet, notierbar in der Form $\{...\}^n$.

⁹⁹ Siehe F. Orilia, *GuiseTheory*, S. 94.

das logische oder quasi-logische Vokabular der ‚kanonischen Notation‘ von GT. Doch darüber hinaus unterscheidet Castañeda zwischen Eigenschaften als abstrakten Individuen und prädizierbaren Eigenschaften.¹⁰⁰ Auf sprachlicher Ebene entspricht dem der Kontrast zwischen einem Nomen, genauer einem singulären Term wie ‚Müdigkeit‘, das ein abstraktes Individuum bezeichnet, und dem Adjektiv ‚müde‘, das einen prädizierbaren Aspekt ausdrückt.¹⁰¹ In der halb-formalen Notation steht ein Prädikatbuchstabe ϕ für das Prädizierbare und ‚ ϕ -heit‘ oder auch ‚ ϕ sein‘ (‚ ϕ -ness‘, ‚being ϕ ‘) für die Eigenschaft als Individuum.¹⁰² Castañeda formuliert dementsprechend oft in der Art

Es gibt eine Eigenschaft F-heit, so daß F-heit eine Rotschattierung ist und dieser Fleck F ist.¹⁰³

Wenn es mir auf den Unterschied nicht anzukommen scheint, werde ich in solchen Fällen gelegentlich etwas ungenau formulieren und etwa ‚F‘ sowohl als Prädikat bzw. als Variable für Prädizierbares als auch als singulären Term für Eigenschaften verwenden. Ontologisch betrachtet Castañeda die Eigenschaften *qua* abstrakte Individuen als grundlegend.¹⁰⁴

2. Variablen-Schreibweise von Ausdrücken für Eigenschaften und Gestaltungen.

Wenn ‚ $c\{\dots, \phi, \dots\}$ ‘ eine Gestaltung bezeichnen soll, so muß ϕ ein Ausdruck für eine monadische Eigenschaft sein. ϕ kann jedoch sehr komplex und insbesondere aus prädikativen Ausdrücken höherer Stelligkeit aufgebaut sein. In einfachen Fällen lassen sich die Eigenschaften in der Art ‚von der Schauspielerin geküßt werden‘ umschreiben. In komplexeren Fällen bietet sich die Verwendung von Variablen an. ϕ muß dann eine einstellig offene Formel sein, d.h. eine Formel, in der genau eine Variable frei vorkommt, etwa ‚Küßt²(die Schauspielerin, x)‘. Der Kontext ‚ $c\{\dots\}$ ‘ muß dann jedoch Variablen binden können, und dementsprechend notiert Castañeda in solchen Fällen häufig in der Art ‚ $cu\{Rua\}$ ‘. Das ‚ u ‘ hinter ‚ c ‘ ist erforderlich, um bei Quantifikationen in Positionen innerhalb eines Kontextes ‚ $cu\{\dots\}$ ‘ Eindeutigkeit zu gewährleisten, etwa in

$$\forall x [C^*(cu\{Rux\}), C^*(cu\{Rux\}) \rightarrow C^*(cu\{Rux\}), (cu\{Rux, Ruu\})].$$

Ich werde in 1.c eine Grammatik für GT angeben, die konsequent die Schreibweise mit Variablen verwendet und das Zeichen ‚ u ‘ als Sondervariable auszeichnet, die ausschließlich durch den Operator ‚ cu ‘ gebunden werden kann. Tatsächlich benötigt man abzählbar unend-

¹⁰⁰ Siehe besonders *OntGram*, 76: „abstract individual“ vs. „predicable property“.

¹⁰¹ Siehe *OntGram*, S. 58: „the abstract object tiredness“; „the predicable (*is*) tired.“ Es ist hier nicht klar, ob das ‚is‘ mit zum Ausdruck für das Prädizierbare gehören soll; siehe dazu Teil FÜNF II, 3.b.

¹⁰² Siehe *OntGram*, S. 58.

¹⁰³ Vgl. *OntGram*, S. 62, Bsp. (18a). In der Behandlung von Attributionsaussagen mit der sogenannten Eigenschafts-Analyse tritt der Dualismus durchgängig auf; etwa *ThLE12I&QI*, S. 217: „(7N) There are properties ϕ -ness and μ -ness such that: I am the only person who is ϕ , this is the only place which is μ , and ...“

¹⁰⁴ Siehe das Bekenntnis zur ‚Eigenschafts-konstitutiven‘ Auffassung in *OntGram*, S. 78. Der Operator, der aus Eigenschaften *qua* abstrakten Individuen etwas Prädizierbares macht, wird im System von *OntGram* durch doppelte Unterstreichung notiert; siehe S. 79-80.

lich viele Sondervariablen u_i und Operatorsymbole cu_i . In der weiteren Arbeit werde ich in der Regel in einfacheren Fällen die variablenfreie und in komplizierteren die Variablennotation verwenden, wobei „ u “ als vom Kontext $c\{\dots\}$ gebundene Variable gilt.

3. Abkürzungen für Selbigkeitsaussagen und Prädikationen.

Gelegentlich werde ich Abkürzungen der folgenden Art verwenden:

Zur Abkürzung von $C(\dots, \dots)$, worin C eines der Symbole *C , C^* , C^{**} oder eine Variante von ihnen ist, schreibe ich mit Infixstellung $\dots \approx \dots$, wobei ich „ \approx “ mit den jeweils an C üblichen Indizes verstehe. So steht $\alpha \approx \beta$ für $C^*(\alpha, \beta)$, $\alpha \approx \beta$ für $^*C(\alpha, \beta)$, $\alpha \approx_{**i} \beta$ für $C^{**i}(\alpha, \beta)$ etc.

Zur Abkürzung von $C(\dots, \dots[---])$ schreibe ich \dots ist $---$, wobei ich „ist“ mit den jeweils an C üblichen Indizes verstehe. So steht α ist ϕ für $C^*(\alpha, \alpha[\phi])$ etc.

$E!\alpha$ steht für $C^*(\alpha, \alpha)$.

4. Der Dualismus von Eigenschafts- und Propositionen-Ebene in GT.

Die Gestaltungstheorie besteht aus zwei Ebenen, erstens einer Theorie der Eigenschaften und zweitens einer Theorie der Propositionen.¹⁰⁵ Die Ebenen lassen sich am besten charakterisieren, indem man den rekursiven Aufbau von wohlgeformten Ausdrücken in GT skizziert.

Ebene der Eigenschaften. Ausdrücke wie „ F^1 “, „ G^1 “, „ R^2 “ oder „ R^3 “ bezeichne ich als Universalienkonstanten. Ihrem oberen Index entsprechend bezeichnen sie n -stellige Universalien. Im einfachsten Fall lassen sich mit den üblichen Mitteln prädikatenlogischer Sprachen Prädikate wie „ F^1u_1 “, „ $R^2u_1u_1$ “ oder „ $\exists x(R^2xu_1 \wedge G^1u_1)$ “ bilden. Solche Prädikate nenne ich *basale* Prädikate, da sie keinen der genuin gestaltungstheoretischen quasi-logischen Ausdrücke für den Konkretisierungsoperator oder eine Prädikationsform enthalten. Solche Prädikate können verwendet werden, um *Gestaltungsnamen* zu bilden, wie etwa „ $\exists xR^2xu_1$ “ als Komponente von „ $cu_1\{F^1u_1, \exists xR^2xu_1\}$ “. Gestaltungsterme selbst können wiederum dort vorkommen, wo Individuenvariablen vorkommen können. Prädikate wie „ $R^2cu_1\{F^1u_1\}u_1$ “ nenne ich *C-freie* Prädikate, da sie keine Ausdrücke für Prädikationsformen enthalten. Solche C-freien, aber nicht basalen Prädikate können ebenfalls in Gestaltungsnamen eingehen. Varianten der genannten Ausdruckssorten, in denen eine Variable frei vorkommt, die keine der Sondervariablen u_i ist, bezeichne ich als (basale, C-freie) *Prädikatformeln* bzw. *Gestaltungsterme*.

Ebene der Propositionen. Im einfachsten Fall können ein Gestaltungsnamen und ein Prädikat bzw. zwei Gestaltungsnamen mit einem der Ausdrücke für Prädikationsformen zu atomaren *Sätzen* verbunden werden, etwa „ $cu_1\{F^1u_1, R^2cu_1\{F^1u_1\}u_1\}(R^2cu_1\{F^1u_1\}u_1)$ “ (Meinongsche Prädikation) oder „ $C^*(cu_1\{F^1u_1\}, cu_1\{F^1u_1, \exists xR^2xu_1\})$ “. Erneut können die üblichen Ausdrücke für logische Verknüpfungen verwendet werden, um komplexe Aussagen zu bilden. Varianten von Sätzen mit freien Variablen, die keine Sondervariablen sind, heißen *C-Formeln*. Mit Quantoren erlauben sie die Bildung komplexer C-Formeln. Letztendlich umspannt die Rekursion beide Ebenen, indem C-Formeln, in denen eine Sondervariable außerhalb eines

¹⁰⁵ Siehe *ThLE11Fiction*, S. 201; *T83ClarkAntwort*, S. 196.

entsprechenden Gestaltungsterms vorkommt, wieder als Prädikatformeln gelten und auf der Ebene der Eigenschaften zur Bildung von Gestaltungstermen dienen können, z.B. „ $C^*(cu_1\{G^1u_1\}, u_2)$ “ mit freiem „ u_2 “ in „ $cu_2\{F^1u_2, C^*(cu_1\{G^1u_1\}, u_2)\}$ “.

Die Unterscheidung beider Ebenen zu beachten ist essentiell, um die Analyse relationaler Prädikationen in GT zu verstehen. Wenn R^3 ein Ausdruck für eine dreistellige Relation ist, d.h. in meiner späteren Terminologie eine dreistellige Universalienkonstante, dann ist „ R^3uxy “ eine dreistellige Prädikatformel. Möchte man zu einem atomaren Satz gelangen, der also keine Junktoren und Quantoren enthält, so müssen die durch die drei Variablen markierten Stellen irgendwie gesättigt werden. Der Punkt ist, daß das bezüglich „ x “ und „ y “ auf der Ebene der Eigenschaften, folglich ohne Einsatz der für GT typischen Prädikationsformen geschieht, während es bezüglich „ u “ auf der Ebene der Propositionen geschieht. Auf der ersten Ebene kann man „ x “ und „ y “ einfach durch Ausdrücke für Gestaltungen (Gestaltungsnamen) ersetzen, so daß man beispielsweise erhält: „ $R^3uc\{F^1\}c\{G^1\}$ “.¹⁰⁶ Die Sondervariable „ u “ darf hingegen nicht in gleicher Weise einfach durch einen Gestaltungsnamen ersetzt werden; „ $R^3c\{H^1\}c\{F^1\}c\{G^1\}$ “ ist kein wohlgeformter Ausdruck in GT. Vielmehr muß das einstellige Prädikat „ $R^3uc\{F^1\}c\{G^1\}$ “ mittels einer der Prädikationsformen von einer Gestaltung ausgesagt werden, etwa in „ $C^*(c\{H^1\}, c\{H^1\} [R^3uc\{F^1\}c\{G^1\}])$ “.¹⁰⁷

Der Ordnung halber gebe ich im folgenden Unterabschnitt eine Grammatik für GT in einer Weise an, die die beiden Ebenen deutlich auseinander hält.

1.c Eine Grammatik für GT läßt sich rekursiv so angeben, dass die Eigenschafts- und die propositionale Ebene auseinander gehalten werden.

Sprache GT

Vokabular:

Konstanten:

<i>logische:</i>	Junktoren \neg, \wedge ; Quantorsymbole \exists, \forall
<i>quasi-logische:</i>	$\{\dots\}, c, =, (\dots), C^*, C^{**}, *C$
<i>nicht-logische:</i>	abzählbar viele Universalienkonstanten für jedes Standardzahlzeichen n für natürliche Zahlen (ohne 0) und jedes Standardzahlzeichen i für natürliche Zahlen (ohne 0): F^n_i . (Vertreten häufig durch: F^1, G^1, R^2, R^3 etc.) Die von n bezeichnete Zahl ist die <i>Stelligkeit</i> des Prädikates. Metavariablen für Universalienkonstanten: ϕ^n (mit Standardzahlzeichen n) <i>Anm.:</i> ϕ und ψ ohne Index werden im folgenden auch als Metavariablen für Prädikate, Sätze und (Prädikat- oder Satz-)Formeln verwendet.

¹⁰⁶ In Variablenschreibweise wäre korrekt: „ $R^3u_2cu_1\{F^1u_1\}cu_1\{G^1u_1\}$ “.

¹⁰⁷ In Variablenschreibweise wäre korrekt: „ $C^*(cu_1\{H^1u_1\}, cu_2\{H^1u_2\} [R^3u_2cu_1\{F^1u_1\}cu_1\{G^1u_1\}])$ “.
Die beiden fett gedruckten Vorkommnisse von Sondervariablen *müssen* übereinstimmen; andernfalls wäre die ϕ -Erstreckungs-Notierung der Form „ $\alpha[\phi]$ “ keine Abkürzung eines (wohlgeformten) Gestaltungsnamens, hier von „ $cu_2\{H^1u_2, R^3u_2cu_1\{F^1u_1\}cu_1\{G^1u_1\}$ “.

Variablen:

Gestaltungsvariablen: für jedes Standardzahlzeichen i für natürliche Zahlen (ohne 0):

x_i (vertreten häufig durch: x, y, z)

Metavariablen: ξ

Sondervariablen: für jedes Standardzahlzeichen i für natürliche Zahlen (ohne 0):

u_i (vertreten häufig durch: u, v)

Metavariablen: v

Universalienvariablen: für jedes Standardzahlzeichen i für natürliche Zahlen (ohne 0) und jedes Standardzahlzeichen i für natürliche Zahlen:

P_i^n (Vertreten häufig durch: P^1, Q^1, Q^2, Q^3)

Metavariablen: Π^n (mit Standardzahlzeichen n)

Gestaltungs- und Universalienvariablen sind *echte Variablen*.

Hilfszeichen: (,)

(Anm.: „(“ und „)“ sind also sowohl Hilfszeichen als auch Teile eines quasi-logischen Zeichens.)

Grammatik:

Vorbemerkungen:

- (i) Die folgende rekursive Definition ist in Regeln für Prädikate (P-...) und in Regeln für Sätze (S-...) gegliedert. Die P- und die S-Regeln definieren jedoch nur zusammen, was ein Prädikat und was ein Satz ist. (Siehe insb. den Rückverweis bei der letzten S-Regel.)
- (ii) Das Vokabular von GT wird autonom (d.h. als für sich selbst stehend) verwendet; bei Komplexen aus dem Vokabular von GT und Metavariablen ist Quasi-Zitierung implizit.

Prädikate und Gestaltungsnamen (Kennzeichnungen):

(P-1) Gestaltungsvariablen und Sondervariablen sind *Gestaltungssymbole*.

(P-2.a) Wenn ϕ^n eine Universalienkonstante der Stelligkeit n ist, dann ist ϕ^n gefolgt von n Vorkommen von Gestaltungssymbolen, darunter mindestens einem Vorkommen einer Sondervariablen u_i , eine *Prädikatformel*.

(P-2.b) Wenn Π^n eine Universalienvariable der Stelligkeit n ist, dann ist Π^n gefolgt von n Vorkommen von Gestaltungssymbolen, darunter mindestens einem Vorkommen einer Sondervariablen u_i , eine *Prädikatformel*.

(P-3.a) Wenn ϕ und ψ Prädikatformeln sind, dann sind $\neg\phi$ und $(\phi \wedge \psi)$ *Prädikatformeln*.

(P-3.b) Wenn ϕ ein Prädikatformel ist und ξ eine Gestaltungsvariable, dann sind $\forall\xi\phi$ und $\exists\xi\phi$ *Prädikatformeln*.

- (P-3.c) Wenn ϕ eine Prädikatformel ist und Π^n eine Universalienvariable ist, dann sind $\exists \Pi^n \phi$ und $\forall \Pi^n \phi$ *Prädikatformeln*.
- (P-3.d) Prädikatformeln sind *Formeln*.
- (P-4.a) Der *Bereich* eines Vorkommens eines Quantors ist das auf es folgende Vorkommen einer Formel. Eine Gestaltungsvariable ξ bzw. Universalienvariable Π^n *kommt* in einer Prädikatformel genau dann *frei vor*, wenn mindestens ein Vorkommen von ihr nicht im Bereich eines Vorkommens eines Quantors $\forall \xi$ oder $\exists \xi$ bzw. $\forall \Pi^n$ oder $\exists \Pi^n$ liegt.
- (P-4.b) Eine Sondervariable υ *kommt* in einer Prädikatformel genau dann *frei vor*, wenn mindestens ein Vorkommen von ihr nicht in einem Vorkommen eines Gestaltungsterms liegt, der mit $c\upsilon$ beginnt.
- (P-4.c) Eine Prädikatformel ist genau dann ein *Prädikat*, wenn keine Gestaltungsvariable und keine Universalienvariable und genau eine Sondervariable in ihr frei vorkommt.
- (P-5.a) Wenn $\phi_1, \phi_2, \dots, \phi_n$ Prädikatformeln sind ($n > 0$), so daß in allen die Sondervariable υ frei vorkommt, dann ist $c\upsilon\{\phi_1, \phi_2, \dots, \phi_n\}$ ein *Gestaltungsterm*.
- (P-5.b) Wenn $\phi_1, \phi_2, \dots, \phi_n$ Prädikate sind, so daß in allen genau die Sondervariable υ frei vorkommt, dann ist $c\upsilon\{\phi_1, \phi_2, \dots, \phi_n\}$ ein *Gestaltungsname* (oder auch eine *Kennzeichnung*). (Gestaltungsnamen sind also Gestaltungsterme.)
- (P-5.c) Gestaltungsterme sind (neben Gestaltungsvariablen und Sondervariablen) *Gestaltungssymbole*.

Sätze:

- (S-1.a) Wenn α und β Gestaltungsterme sind und ϕ eine Prädikatformel ist, dann sind $\alpha(\phi)$, $\alpha=\beta$, $C^*(\alpha, \beta)$, $C^{**}(\alpha, \beta)$, $*C(\alpha, \beta)$ (*atomare*) *C-Formeln*.¹⁰⁸
- (S-1.b) Wenn ϕ_1^n und ϕ_2^n Universalienkonstanten und Π_1^n und Π_2^n Universalienvariablen durchgängig gleicher Stelligkeit sind, dann sind $\phi_1^n = \phi_2^n$ und $\Pi_1^n = \Pi_2^n$ sowie $\phi_1^n = \Pi_1^n$ und $\Pi_1^n = \phi_1^n$ (*atomare*) *C-Formeln*.¹⁰⁹
- (S-2.a) Wenn ϕ und ψ C-Formeln sind, dann sind $\neg\phi$ und $(\phi \wedge \psi)$ *C-Formeln*.
- (S-2.b) Wenn ϕ eine C-Formel ist und ξ eine Gestaltungsvariable ist, dann sind $\forall \xi \phi$ und $\exists \xi \phi$ *C-Formeln*.
- (S-2.c) Wenn ϕ eine C-Formel ist und Π^n eine Universalienvariable ist, dann sind $\exists \Pi^n \phi$ und $\forall \Pi^n \phi$ *C-Formeln*.

¹⁰⁸ Man kann, sofern man strikt in der angegebenen Sprache formuliert, auch ohne Klammern und Komma $C^*\alpha\beta$, $C^{**}\alpha\beta$, $*C\alpha\beta$ schreiben. Bei halb-formalen Einmengungen sind die Klammern oft nötig.

¹⁰⁹ Es ist nicht ganz korrekt, Eigenschaftsidentitäten so zu behandeln, als enthielten sie einen der Ausdrücke für Selbigkeitsbeziehungen. (S-1.b) ist jedoch der einfachste Weg, solche Identitäten in die Sprache zu integrieren.

- (S-2.d) C-Formeln sind *Formeln*. Prädikatformeln bzw. Prädikate, die keine C-Formeln enthalten, heißen *C-freie Prädikatformeln* bzw. *C-freie Prädikate*. C-freie Prädikatformeln bzw. C-freie Prädikate, die kein Vorkommen eines Gestaltungsterms enthalten, heißen *basale Prädikatformeln* bzw. *basale Prädikate*.
- (S-4) Der *Bereich* eines Vorkommens eines Quantors ist das auf es folgende Vorkommen einer Formel. Eine Gestaltungsvariable ξ bzw. eine Universalienvariable Π^n *kommt* in einer C-Formel *frei vor*, wenn mindestens ein Vorkommen von ihr nicht im Bereich eines Vorkommens eines Quantors $\forall\xi$ oder $\exists\xi$ bzw. $\forall\Pi^n$ oder $\exists\Pi^n$ liegt.
- (S-5) Eine Formel, in der jedes Vorkommen von Sondervariablen v innerhalb eines Vorkommens eines Gestaltungsterms liegt, der mit cv beginnt, ist eine *Satzformel*. Eine Satzformel, in der keine Gestaltungsvariable und keine Universalienvariable frei vorkommt, ist ein *Satz*.
- (S-6) Eine Formel, in der mindestens ein Vorkommen einer Sondervariablen v nicht innerhalb eines Vorkommens eines Gestaltungsterms liegt, der mit cv beginnt, ist eine *Prädikatformel*. \rightarrow (P.3-a-c)

2. Ein Problem mit der Konflation und zwei Problembereiche bei der Analyse konsubstantiativer und konsoziativer relationaler Aussagen

2.a Der nicht-fregesche Charakter von GT verlangt, daß Gestaltungen nicht mittelbar durch Gestaltungen höheren Grades charakterisiert werden, sondern nur durch ihr Konflatiertsein mit einer unmittelbar gedachten Gestaltung; doch es ist fraglich, ob derartige Analysen den Inhalt ihrer Analysanda wiedergeben.

Das für das Projekt wesentliche Prinzip, demzufolge der semantische Bezug eines bestimmten singulären Terms eine einzige und immer dieselbe Entität ist, erweckt zunächst den Eindruck, als betreffe der nicht-fregesche Charakter von GT in erster Linie Attributionskontexte. Den wirklichen nicht-fregeschen Geist begreift man erst, wenn man den engen Zusammenhang zwischen diesem Prinzip und dem Postulat einer Pluralität von Prädikationsformen erkennt. Dazu möchte ich kurz ein Problem betrachten, das Alvin Plantinga in GT zu sehen glaubte. Plantinga orientiert sich an der Lehre von GT, daß wir, wenn wir an einen gewöhnlichen wirklichen Gegenstand denken und ihn für so-und-so beschaffen halten, tatsächlich bloß an eine ‚Gestaltung‘ genannte Facette des Gegenstandes denken, der ontologisch betrachtet nichts weiter ist als ein System konsubstantierter Gestaltungen. Er konzentriert sich dann auf eine bestimmte Gestaltung, nämlich $c\{\text{Allwissenheit, Allmächtigkeit, Allgüte}\}$, und fragt, wie wir uns auf diese Gestaltung beziehen können. Er findet außer der Kennzeichnung „der Allwissende, Allmächtige und Allgütige“ noch solche indirekten wie: „Anselms Lieblingsgestaltung“, „das zweite Element in $\langle c\{\dots\}, c\{\text{Allw., Allm., Allg.}\} \rangle$ “, „das dritte Element in $\langle c\{\dots\}, c\{\dots\}, c\{\text{Allw., Allm., Allg.}\} \rangle$ “ etc. Im Prinzip kann jedoch jemand etwas glauben, das er durch Verwendung einer dieser Kennzeichnungen in einer Aussage formulieren könnte, ohne

auch das zu glauben, was er durch die Verwendung einer anderen der Kennzeichnungen in einer ansonsten gleichen Aussage formulieren könnte. Dann beziehen sich die indirekten Kennzeichnungen aber gar nicht auf $c\{\text{Allw.}, \text{Allm.}, \text{Allg.}\}$, sondern jeweils auf verschiedene Gestaltungen. Da GT keine Unterscheidung von Sinn und Bedeutung kennt, müssen diese Gestaltungen als Gestaltungen zweiter Stufe der Gestaltung $c\{\text{Allw.}, \text{Allm.}, \text{Allg.}\}$ angesehen werden. Dann ist aber, in Analogie zur Analyse gewöhnlicher Gegenstände, diese Gestaltung in Wahrheit ein System solcher Gestaltungen höheren Grades. Nach der gleichen Überlegung gibt es jedoch Gestaltungen dritter Stufe von diesen vermeintlichen Gestaltungen zweiter Stufe – und so weiter. Es droht ein infinites Regreß.¹¹⁰

Castañedas Antwort lautet, daß Plantinga zu unrecht eine asymmetrische Aspekt-von-Beziehung zwischen vermeintlich höherstufigen Gestaltungen und den Gestaltungen unterstellt, von denen sie Gestaltungen sind. Tatsächlich sollen sich die Gestaltungen, auf die sich die erwähnten Kennzeichnungen beziehen, alle auf derselben Ebene befinden,¹¹¹ und die Beziehungen zwischen ihnen sollen symmetrisch sein und eine der Selbigkeitsbeziehungen von GT sein. Typisch in solchen Fällen ist das Konflatiertsein, etwa:

*C($c\{\text{Allw.}, \text{Allm.}, \text{Allg.}\}$, $c\{\text{das zweite Element in } \langle c\{\dots\}, c\{\text{Allw.}, \text{Allm.}, \text{Allg.}\} \text{ sein}\}$)

Da der Ein-Ebenen-Charakter für das Projekt von GT wesentlich ist, kann Castañeda gar nicht anders antworten.

Doch die Antwort ist nicht ohne Probleme. So muß man genauer fragen, aufgrund welcher Gesetze für die Konflation die genannte Selbigkeit gelten soll. In *ThStrW* nennt Castañeda an plausiblen Kandidaten nur ein ganz beschränktes Gesetz der Internalität für *C:

„*C($c\{\dots, F, \dots G\}$, $c\{\dots, F \wedge G, \dots\}$)“¹¹²

Das reicht jedoch sicherlich nicht aus, da sonst nicht einmal $c\{F\}$ und $c\{\neg\neg F\}$ konflatiert wären. In *PBS* nennt er eine etwas üppigere Weiterentwicklung:

„*C($c\{P_1, \dots, P_n, F_1, F_2, \dots\}$, $c\{Q, F_1, F_2, \dots\}$), sofern der Allabschluß von $(P_1 \wedge \dots \wedge P_n) \leftrightarrow Q$ eine logisch wahre propositionale Gestaltung ist.“¹¹³

Für den diskutierten Fall müßte offenbar etwas wie

$\forall u [(Allw.)u \wedge (Allm.)u \wedge (Allg.)u$
 $\leftrightarrow (\text{das zweite Element in } \langle c\{\dots\}, c\{\text{Allw.}, \text{Allm.}, \text{Allg.}\} \text{ sein})u]$

¹¹⁰ Das ist eine sehr gedrängte und recht eigenhändig formulierte Darstellung eines Überlegungsstranges in *T83Plantinga*, S. 65-70.

¹¹¹ S. 277: „They are *democratically* at the self-same level.“

¹¹² Siehe S. 246, Gesetz *C.4.

¹¹³ Siehe S. 330, Gesetz *C4_i.

eine logische Wahrheit sein bzw. ausdrücken. Das gilt in der üblichen Prädikatenlogik sicherlich nicht.¹¹⁴ In späteren Arbeiten finden sich weniger spezifische Angaben, die einen flexibleren Umgang mit der Konflation zuzulassen scheinen, etwa:

‚*C(a, b)‘ ist wahr, genau dann, wenn /a/ und /b/ logisch äquivalent sind.¹¹⁵

Angenommen es gibt eine brauchbare Logik, die die gestaltungstheoretischen Konstanten auf eine Weise als logische Konstanten behandelt, daß sich die erforderliche logische Wahrheit ergibt. Dann stellt sich weiterhin das folgende Problem: Die Konflation soll eine unbeschränkte Äquivalenzrelation sein, also reflexiv, symmetrisch und transitiv. Wenn man eine Aussage wie „Anselm dachte häufig an das zweite Element in $\langle c\{\dots\}, c\{\text{Allw.}, \text{Allm.}, \text{Allg.}\} \rangle$ “ mittels Konflation analysiert, nämlich als

$$\exists x [*C(x, c\{\text{das zweite Element in } \langle c\{\dots\}, c\{\text{Allw.}, \text{Allm.}, \text{Allg.}\} \text{ sein}\}) \wedge \text{Anselm dachte häufig an } x]^{116},$$

so besagt die Analyse nicht genau das, was man möchte. Sofern nämlich $c\{\text{Allw.}, \text{Allm.}, \text{Allg.}\}$ die quantifizierte Formel erfüllt, erfüllt sie aufgrund der Transitivität und Symmetrie auch jede Gestaltung, die mit dieser konflatiert ist. Darunter befindet sich nicht nur $c\{\text{Allw.} \wedge \text{Allm.} \wedge \text{Allg.}\}$, also eine Gestaltung mit einem einzigen konjunktiven Kernelement, sondern unter Zugrundelegung der Standardlogik auch $c\{\text{Allw.} \wedge \phi, \text{Allm.}, \text{Allg.}\}$, wobei ϕ für irgend eine beliebig komplexe und im involvierten prädikativen Material beliebig abwegige logisch wahre Formel steht.¹¹⁷ Wegen der Reflexivität von *C gehört sogar $c\{\text{das zweite Element in } \langle c\{\dots\}, c\{\text{Allw.}, \text{Allm.}, \text{Allg.}\} \text{ sein}\})$ selbst dazu.

Aus Castañedas Arbeiten ist mir kein Lösungsvorschlag bekannt, und ich selbst kann keine endgültige Lösung präsentieren. Zwei Wege muß man in Betracht ziehen: *Erstens* kann man nach Logiken Ausschau halten, die einerseits stark genug sind, um die benötigten logischen Wahrheiten zur Verfügung zu stellen, die jedoch gegenüber der Standardlogik Einschränkungen machen, so daß insbesondere in Implikationen das involvierte begriffliche Material nicht beliebig erweitert werden kann. Das Problem dabei ist, daß Abweichungen von der Standardlogik nicht bloß generell auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen und jedenfalls typischerweise zu viel größerer Kompliziertheit führen, sondern daß zur Lösung des vorliegenden Problems eine *sehr spezielle* Abweichung erforderlich wäre.¹¹⁸ Ein *zweiter* Weg erscheint deutlich unproblematischer: Man kann eine Gestaltung, auf die man sich nicht mit einem sin-

¹¹⁴ Im Gesetz der logischen Geschlossenheit für die Konsubstantiation, *PBS*, S. 324, C*.7., gibt er den Verweis: „a theorem of standard quantificational logic“.

¹¹⁵ Siehe *ThLE11Fiction*, S. 200; in *T83ClarkAntwort*, S. 195, steht sogar nur „equivalent“, ohne „logically“.

¹¹⁶ „Anselm dachte häufig an x“ harrt hier noch der gestaltungstheoretischen Analyse.

¹¹⁷ Man denke etwa an: „ $\forall x((\text{Waschmaschine}^1x \leftrightarrow (\text{Proton}^1u \vee \neg \text{Proton}^1u) \wedge \text{Waschmaschine}^1x))$ “.

¹¹⁸ Das ist ein weites Feld; siehe J. Michael Dunn, *Relevance Logic*. – Castañeda betont die Rolle von Brücken-Implikationen („bridging implications“) in der Etablierung der Einheit der Welt und der Erfahrung und nennt als Beispiel klare logische Irrelevanzen wie ‚ $\neg p \Rightarrow \neg(p \wedge q)$ ‘ und ‚ $p \Rightarrow p \vee Fx$ ‘ (siehe *OPM*, S. 77). Einer grundsätzlichen Beschränkung der Logik auf relevante Implikationen hätte er demnach nicht zugestimmt.

gulären Term bezieht, auch anders als vermittels der Konflation oder einer anderen geeigneten Selbigkeit mithilfe des quasi-logischen Vokabulars von GT charakterisieren, das die Bildung von Gestaltungen aus Eigenschaften darstellt. Beispielsweise kann man die Bedingung, daß eine Gestaltung mindestens drei Elemente haben soll, mit der Bezeichnung für Meinongsche Prädikation folgendermaßen schreiben:

$$\exists F \exists G \exists H (F \neq G \wedge G \neq H \wedge H \neq F \wedge x(F) \wedge x(G) \wedge x(H))$$

Für inhaltliche Charakterisierungen benötigt man auf dieser Linie Prädikationen höherstufiger Eigenschaften von Eigenschaften, also etwa $\exists F (F \text{ ist eine Farbeigenschaft} \wedge \dots)$ ¹¹⁹

2.b Es gibt einen halb-weltlichen Gebrauch der Konsoziation C, der besonders dazu dient, mit Aspekten fiktionaler Diskurse umzugehen, die sich einer Analyse mittels Geschichten-Operatoren entziehen.**

Für die Wahrnehmungstheorie sind zwei Aspekte der Gestaltungstheorie besonders wichtig: *Zum einen* muß die Theorie mit Relationen und relationalen Prädikationen umgehen können, da man der raumzeitlichen Struktur des Wahrgenommenen gerecht werden muß. *Zum anderen* muß der Dualismus innerhalb der kontingenten Prädikationen geklärt werden, d.h. wie die konsubstantiative und konsoziative Prädikationsform sich zueinander verhalten und in ein und derselben Aussage miteinander interagieren. Es zeigt sich, daß besonders diskussionsbedürftige Schwierigkeiten bei Fällen auftreten, in denen in derselben Aussage relationale Prädikate mit beiden kontingenten Prädikationsformen verbunden werden. Ich werde deshalb im folgenden die Analyse gewöhnlicher relationaler Aussagen zusammen mit den formalen Charakteristika erörtern, durch die die Konsoziation auf die Konsubstantiation bezogen ist.

GT scheint besonders auf die monadische Prädikation zugeschnitten zu sein. Doch der Anspruch ist zweifellos, daß sich auch gewöhnliche relationale Aussagen beliebiger Art in GT analysieren lassen. Das Ausgangsproblem einer GT-Analyse gewöhnlicher relationaler Aussagen ist folgendes: Bei der monadischen Prädikation wird in der GT-Form $C^-(a, a[F])$ der existenzielle Status des betreffenden Individuums eindeutig festgelegt. Eine gestaltungstheoretische Analyse gewöhnlicher relationaler Aussagen wie „Peter küßt Maria“ muß hingegen den existenzielle Status *beider* Relata festlegen.

In *ThStrW* führt Castañeda zwei grundlegend verschiedenen Arten der konsoziativen Prädikation ein. Ich bezeichne sie als *attribuierende* bzw. als *halb-weltliche* konsoziative Prädikationen. (Ich spreche auch von ‚Konsoziation in attribuierenden bzw. halb-weltlichen Kontexten‘ oder von ‚attribuierendem bzw. halb-weltlichem Gebrauch der Konsoziation.‘)¹²⁰ In attribuierenden Kontexten soll der Konsoziationsbegriff dazu dienen, das intentionale Bezogensein

¹¹⁹ In diese Richtung geht die Analyse von „wissen-wer“ in *ThStrW*, S. 256; wenn „w“ für eine Menge von Identifikationsverfahren steht, so lautet die Analyse (leicht vereinfacht): ‚s weiß^w, wer der ϕ ist‘ = ‚Es gibt eine Eigenschaft ψ , so daß ψ zu w gehört und s weiß, daß $C^*(\text{der } \phi, \text{ der } \phi[\psi])$ ‘.

¹²⁰ Die Unterscheidung entspricht weitgehend F. Orilias Differenzierung von Gebrauch I und Gebrauch II des Konsoziationsbegriffes; *GuiseTheory*, S. 124.

einer Person auf ein denkbare Individuum zu analysieren. So soll die Analyse von „Meinong dachte oft an das runde Quadrat“ eine Komponente der Form

C**(das runde Quadrat[von Meinong gedacht werden])

enthalten.¹²¹ Offenbar kommt dieser Gebrauch nur im Zusammenhang mit Relationen der Art *x denkt an y* und *x hält y für eine Frau* ins Spiel, die ich als *intentionale* Relationen bezeichnen werde.

Der in *ThStrW* behandelte Fall der *halb-weltlichen* konsoziativen Prädikation ist die Analyse von Aussagen über fiktionale Gegenstände.¹²² So soll „Don Quijote genoß seine Mißgeschicke“ durch „C**(Don Quijote, Don Quijote[seine Mißgeschicke genießen])“ analysiert werden. In solchen Kontexten müssen die Prädikate nicht relational und gar nicht von einer besonderen Art sein. Es treten jedoch Probleme auf, wenn von fiktionalen Gegenständen relationale Prädikate ausgesagt werden, die sich auf (wie ich sagen möchte) *weltliche* Relationen beziehen, zu denen man paradigmatisch raumzeitliche wie *x liegt neben y* und kausale wie *x erwärmt y* zählen muß. Ich werde zuerst die halb-weltlichen und dann die attribuirenden Kontexte betrachten.

In der folgenden Diskussion werde ich mich auf die fiktionale Variante der halb-weltlichen Konsoziation konzentrieren. Das zentrale Theorem in Castañedas Prädikationsform-Auffassung fiktionaler Kontexte besagt:¹²³

Eine fiktionale Einheit [„piece of fiction“] ist ein geordnetes Paar (S, λ) , wobei S ein Geschichten-Operator und λ eine Klasse von Sachverhalten oder Propositionen ist, von denen einige fiktional sind, indem sie eine fiktionale Prädikation besitzen.¹²⁴

Eine zusammenfassende Erläuterung lautet:

Die fundamentalsten Kategorien, die das Reich des Fiktionalen beherrschen, sind die *Konsoziation* und die Geschichten-Operatoren der Form *‘in so-und-so einer Geschichte von dem-und-dem ist es der Fall, daß’*. Andere Operatoren können abgeleitet werden. Die Konsoziation sollte auch mit einem Index versehen werden, der sie ebenfalls auf Mengen von Personen, Zeiten und Orte relativiert.¹²⁵

Eine fiktionale Proposition ist im einfachsten Fall das mit einer Aussage wie „Der Gelehrte im gotischen Zimmer ist verzweifelt“ Ausgedrückte, sofern es durch eine konsoziative GT-Aussage der Art

C**(der Gelehrte ..., der Gelehrte ...[verzweifelt sein])

analysiert werden kann. Mit den Elementen des durch die erforderlichen Indizes Bezeichneten sind die Personen gemeint, die die Geschichte hervorgebracht haben, sowie Zeit und Ort des

¹²¹ Siehe Abschnitt 2.6. in *ThStrW*, S. 244f.

¹²² Ich habe „halb-weltlich“ in Analogie zum Ausdruck „half-belief“ gewählt, den Castañeda in *J/P-Objects* für fiktionale Kontexte verwendet; S. 96: „... half-beliefs (to use H. H. Price’s term for the doxastic attitude of acceptance involved in reading a novel through).“

¹²³ Siehe *J/P-KünneAntwort*, S. 275: „the Forms-of-Predication-View, incorporated in Guise Theory“.

¹²⁴ *ThLE11Fiction*, S. 191, Prinzip FC**.5.

¹²⁵ Siehe S. 203.

Hervorbringens.¹²⁶ An anderer Stelle findet sich allerdings die Alternative, als Indizes Verweise auf die literarischen Werke selbst zu verwenden, und ihr werde ich weitgehend folgen, da es meistens einfacher ist, das Werk anzugeben als den Autor und die genaue Zeit der relevanten Produktion.¹²⁷ In dieser Alternative wird besonders deutlich, daß nach Castañedas Auffassung im Unterschied zur reinen Operator-Auffassung fiktionaler Diskurse die Inhalte etwa einer Erzählung gewissermaßen zweifach auf das literarische Werk relativiert sind. Nach der Operator-Auffassung, die etwa W. Künne gegen Castañeda zu verteidigen versucht hat, hat ein Element der Erzählung die Form

In-Geschichte-G-ist-es-der-Fall-daß: (a ist F),

worin $\lceil a \text{ ist } F \rceil$ in derselben Bedeutung verwendet wird, in der man den Satz zur gewöhnlichen Beschreibung der Wirklichkeit verwendete. Nach Castañedas Prädikationsform-Auffassung hat es die Form

In-Geschichte-G-ist-es-der-Fall-daß: $C^{**}_{\text{Geschichte } G} (a, a[F])$.

Mit dieser Doppelung versucht Castañeda, u.a. den folgenden Phänomenen gerecht zu werden:

- (i) *Geschichteninterne Wirklichkeitselemente*: Es gibt literarische Formen, etwa Satiren oder historische Romane, in denen wirkliche Personen als solche zusammen mit bloß fiktionalen Figuren auftreten. Die Prädikationsform-Auffassung wird dem gerecht, indem sie im Bereich eines Geschichten-Operators sowohl entsprechende konsoziative als auch konsubstantiative Aussagen zuläßt.¹²⁸
- (ii) *Zwischen-geschichtliche Selbigkeit von Figuren*: Fiktionale Figuren, die ursprünglich im Rahmen einer bestimmten Geschichte entwickelt worden sind, können in anderen Geschichten wieder aufgenommen werden. Es muß einen Sinn geben, in dem die Figuren beider Geschichten dieselben sind; und vergleichende Aussagen über beide Figuren müssen möglich

¹²⁶ Siehe *T83ClarkAntwort*, S. 375: „... consociations created by a person must be indexed to the creating person, and the place and time of creation.“

¹²⁷ Siehe *J/P-Objects*, S. 129: „... we could in general call the fictional predication consociation and then introduce indices signalling the works in which those predications were created, or indices pointing to the creating authors.“

¹²⁸ Bei Castañeda heißt das Phänomen ‚mixtures of fiction and reality‘; *J/P-KünneAntwort*, S. 172. Wegen solcher Fälle heißt es im zentralen Theorem, daß nur *einige* Elemente von λ fiktional sein müssen. Siehe *ThLE11Fiction*, S. 180, (C9) zu Geschichten über reale Gegenstände. Seltsam ist allerdings, daß (C10) gleich darauf betont, daß Fiktionen über reale Personen dies nur *extern* sind. Klar ist Castañedas Auffassung in *J/P-Objects*, 127-28, wo er ein Erzählungsfragment über Kennedy präsentiert und zur Konjunktion „(L.1) Kennedy was F and did A“ feststellt: „... the first conjunct is meant to be factually true and the second is a fictional truth proposed by the novel.“ – „There are literary operators; but they do not help us understand the duality of fictional statements of the form (L.1).“ W. Künne schlägt in *J/P-Künne* vor, anstelle eines Dualismus von wirklichkeitsbezogenen und fiktionalen Prädikationen innerhalb des Bereiches eines Geschichten-Operators bei einer einheitlichen Prädikation zu bleiben und ein externes Konjunkt anzuhängen, also insgesamt etwas wie ‚ $F(\text{Kennedy}) \wedge \text{OPERATOR} (F(\text{Kennedy}) \wedge A(\text{Kennedy}))$ ‘ zu schreiben; siehe S. 266. Castañeda akzeptiert den Vorschlag *für den gegebenen Fall* als äquivalent mit seinem eigenen; *J/P-KünneAntwort*, S. 273.

sein. Da verschiedene Geschichten involviert sind, können die identifizierenden und vergleichenden Phrasen nicht im Bereich eines Geschichten-Operators liegen. Es sind aber auch keine Aussagen über wirklich existierende Dinge oder Personen.¹²⁹

(iii) *Geschichtenunabhängige, kulturalisierte fiktionale Figuren*: Der Weihnachtsmann ist eine fiktionale Figur. Doch wir haben keine klare Idee davon, wie die Fiktion begann, noch wissen wir, wie man die Sätze über den Weihnachtsmann dem richtigen Geschichten-Operator unterordnet. Der Weihnachtsmann ist gemeinsamer Besitz. Er gehört zu unserer Kultur und unter keinen Geschichten-Operator.¹³⁰ Auch vielfach und vielfältig aufgegriffene literarische Figuren wie Hamlet oder Faust können zu einer kulturellen Institution werden, auf die man nicht eingebettet in einen Geschichten-Operator Bezug nimmt.¹³¹ Dennoch ist die Rede über solche kulturalisierten Figuren keine Rede über wirkliche Dinge. Dem kann mit der konsoziativen, jedoch ohne Operator konstruierten Prädikation Rechnung getragen werden. Castañeda formuliert sogar die stärkere These, daß die Konsoziation in solchen Fällen als unindiziert angesehen werden muß.¹³² Er sagt allerdings selbst, solche Figuren gehörten zu *unserer* Kultur im ganzen.¹³³ Doch in der einen Kultur bringt der Weihnachtsmann die Geschenke, in der anderen der Nikolaus, in der dritten das Christkind. Man sollte daher in solchen Fällen einen Index vorsehen, der sich auf die relevante Kultur, Region, kulturelle Phase etc. bezieht.¹³⁴

(iv) *Darstellende Selbigkeit zwischen Fiktion und Realität*: Eine auf bestimmte historische Personen gemünzte Satire kann die Form einer Fabel annehmen, in der etwa ein bestimmtes Tier einen wirklichen Diktator darstellt. Dann muß es einen Sinn geben, in dem eine identifizierende Aussage wie „Der Diktator ist die Hyäne“ wahr ist. Die Identifizierung kann nicht innerhalb eines Geschichten-Operators stehen, und sie kann nicht von einer Art sein, die beide Relata als wirkliche Gegenstände hinstellt. Es muß sich um eine Form der Konsoziation handeln.¹³⁵

¹²⁹ Castañedas Bezeichnung lautet ‚trans-fictional identifications‘, *J/P-KünneAntwort*, S. 273. Er übernimmt das Adjektiv „trans-fictional“ zusammen mit „inter-fictional“ offiziell von Künne (*J/P-Künne*, S. 264); siehe *J/P-KünneAntwort*, 269, scheint dann aber mit „trans-fictional“ das zu bezeichnen, was Künne „inter-fictional“ nennt, während „inter-fictional“ nicht mehr vorkommt. Sein Beispiel ist, S. 270: „(6*I) Marguerite Gautier [Dumas] is the same as Violetta [Verdi].“ S. 274: „This identity is external to the two stories. Yet it is not an actual truth.“

¹³⁰ So nahezu wörtlich *ThLE11Fiction*, S. 188.

¹³¹ Siehe *J/P-Objects*, S. 130f.; *J/P-KünneAntwort*, S. 270 u.

¹³² Siehe *T83ClarkAntwort*, S. 375: „It is for this impersonal public consociation that the original un-indexed consociation ... seems suitable.“

¹³³ Siehe *J/P-Objects*, S. 130: „to our culture at large“.

¹³⁴ Der Bezug kann wie in anderen Fällen stillschweigend durch den Kontext hergestellt werden. – F. Orilia schlägt vor, in den kulturalisierten Fällen den Index partikulär abzuquantifizieren, etwa in der Art ‚ \exists C**_s(der Weihnachtsmann, der Weihnachtsmann[bringt Geschenke])‘; *GuiseTheory*, S. 125. Angesichts der Vielfalt der Kulturen, Unterkulturen und Subkulturen würden dann jedoch regelmäßig gewöhnliche Aussagen wie ‚Nikolaus bringt Geschenke‘ und ‚Nikolaus bringt keine Geschenke‘ beide wahr.

¹³⁵ Siehe *J/P-KünneAntwort*, S. 274, wo sich auch das Diktator-Hyäne-Beispiel findet; Castañeda klassifiziert die relevante Selbigkeit als trans-kategorial (S. 275). Das ist einleuchtend, da ein fiktionaler

2.c Mit Blick auf Relationen ist weder das ursprüngliche noch ein verändertes Kompossibilitätsprinzip für die Konsubstantiation C* mit Castañedas Auffassung fiktionaler Diskurse vereinbar; doch relationale Aussagen über Wirkliches erfordern ein solches Prinzip.

In *ThStrW* gibt Castañeda folgende GT-Analyse für eine gewöhnliche relationale Aussage der Art ‚a liebt b‘ an, mit der also beide Relata *qua* wirklich existierend als in einer gewissen Beziehung stehend hingestellt werden:

$$a \text{ küßt } b \quad =_{\text{GT-Analyse}} C^*(a, a[\text{küßt } b]) \wedge C^*(b, b[\text{von } a \text{ geküßt werden}])$$

oder mit der Sondervariablen ‚u‘

$$=_{\text{GT-Analyse}} C^*(a, a[u \text{ küßt } b]) \wedge C^*(b, b[a \text{ küßt } u])$$

Eine umgangssprachliche Aussage, die üblicherweise in eine *atomare* Aussage einer prädikatenlogischen Sprache mit Individuenkonstanten übertragen wird, etwa „K²ab“, wird demnach durch eine Konjunktion in GT analysiert. Auf den ersten Blick könnte man meinen, daß jedes Konjunkt bereits dasselbe beinhaltet wie die Konjunktion. Die Konjunktion könnte dann allenfalls als Standardformulierung für solche propositionalen Gestaltungen gelten, in welchen die relationale Struktur und das Enthaltensein zweier Relata offengelegt ist, während die beiden Konjunkte für sich solche Gestaltungen formulieren, in denen sich nur eines der Relata als solches präsentiert. All diese propositionalen Gestaltungen wären jedoch äquivalent, also untereinander konflatiert.

In *ThStrW* scheint Castañeda das für *bestimmte* Relationen so zu sehen, nämlich für sogenannte *existenz-implizierende* Relationen. Für eine zweistellige Relation R² dieser Art würde gemäß dem Prinzip der Kompossibilität, das er für die Konsubstantiation aufstellt, in jedem Fall gelten:

$$C^*(a, a[R^2ub]) \rightarrow C^*(b, b[R^2au])^{136}$$

Raumzeitliche sowie Kausalität involvierende Relationen wie *x schiebt y* oder *x stößt y an* dürften paradigmatische Fälle sein.

Laut F. Orilia hat Castañeda dieses Prinzip allerdings in Gesprächen zurückgezogen oder jedenfalls modifiziert. Er störte sich nämlich an Aussagen der Art

(S-L) „Superman ist schneller als Carl Lewis“,¹³⁷

in denen eine plausiblerweise existenz-implizierende Beziehung wahrheitsgemäß einerseits von einem wirklichen Individuum *qua* wirklich und andererseits von einem bloß fiktional existierenden Individuum ausgesagt wird. Sicherlich sollte „C*(Lewis, Lewis[Superman ist

mit einem wirklichen Gegenstand identifiziert wird. Seine Klassifikation erstreckt sich allerdings auch auf Identifizierungen von Typ (ii) (Zwischen-geschichtliche Selbigkeit). Aber wenn man bloß Figuren verschiedener Geschichten in Beziehung setzt, sollte man wohl nicht von einer *kategorien-überschreitenden* Selbigkeit sprechen.

¹³⁶ Vgl. das für n-stellige Relationen formulierte Prinzip der Kompossibilität S.C*.9., *ThStrW*, S. 244.

¹³⁷ Vgl. Castañedas Beispiel „Jimmie Carter was somewhat more assertive than Hamlet“ in *J/P-Objects*, S. 103, das er allerdings in etwas anderem Zusammenhang vorbringt.

schneller als u)“ nicht „ $C^*(\text{Superman}, \text{Superman}[u \text{ ist schneller als Lewis}])$ “ und damit die Wirklichkeit von Superman implizieren.¹³⁸ Verfährt man analog zur konjunktiven Analyse einer gewöhnlichen relationalen Aussage, d.h. zum Schema

$$C^*(a, a[R^2ub]) \wedge C^*(b, b[R^2au]),$$

so ergibt sich die hinsichtlich Lewis konsubstantiative, doch hinsichtlich Superman konsoziative Analyse

$$C^*(\text{Lewis}, \text{Lewis}[\text{Superman ist schneller als } u]) \wedge C^{**}_i(\text{Superman}, \text{Superman}[u \text{ ist schneller als Lewis}]).$$

Die konjunktive Form wäre dann auch im beidseitig konsubstantiativen Fall wesentlich.

F. Orilia selbst schlägt sowohl eine andere Analyse der Superman-Lewis-Aussage als auch eine andere Variante des Kompossibilitätsprinzips vor, welcher sich auch Castañeda im Gespräch angeschlossen habe. Die Reichweite der Analyse ist allerdings so gering, daß sie jedenfalls nicht alle relationalen Aussagen über kulturalisierte fiktionale Entitäten erfaßt, sofern man sie in Castañedas Sinn versteht. Doch dann kann, wie sich zeigen wird, auch Orilias Kompossibilitätsprinzip nicht für die normale Konsubstantiation gelten.

Orilias alternative Analyse erfordert, daß es zwei Prädikate V und V' gibt, welche die maximale Geschwindigkeit von Superman bzw. Lewis ausdrücken, und daß das Bedeutungspostulat gilt ‚ $\forall x \forall y (Vx \ \& \ V'y \rightarrow \text{SchnellerAls}^2xy)$ ‘. Doch es ist *erstens* fraglich, ob eine Analyse, die sich dieses Postulates bedient, nicht zumindest eine Formulierung für eine andere logische *Form* der Proposition ist, die man umgangssprachlich mit (S-L) ausdrückt. *Zweitens* ist zweifelhaft, ob der gewöhnliche Verstand in allen solchen Fällen entsprechende Postulate in einer derart expliziten Form beherrscht, daß die Analyse gerechtfertigt ist. *Drittens* ist es hinsichtlich kausaler Prädikate wie x *stößt* y sicher falsch, eine Analyse durch zwei einstellige Prädikate, die metrische Bestimmungen ausdrücken, zu unterstellen.¹³⁹ Falls man jedoch an Castañedas Verständnis der Aussagen über kulturalisierte Fiktionen festhält, so ist man reihenweise mit Aussagen konfrontiert, die ohne Einbettung in einen Geschichten-Operator eine solche kausale Relation zwischen fiktionalen und wirklichen Gegenständen beinhalten und als wahr betrachtet werden müssen. Ein Beispiel ist „Der Weihnachtsmann bringt lieben Kindern Geschenke“. Castañeda muß das verstehen als

$$\forall x (C^*(x, x[\text{ein liebes Kind sein}]) \rightarrow (C^{**}_{\text{unsere Kultur}}(\text{der W.M., der W.M.}[x \text{ Geschenke bringen}]) \wedge C^*(x, x[\text{vom W.M. Geschenke gebracht bekommen}])).$$

Orilias alternatives Kompossibilitätsprinzip beinhaltet für zweistellige Relationen R^2 :

¹³⁸ Vgl. Orilia, *GuiseTheory*, 118-19.

¹³⁹ Siehe *GuiseTheory*, S. 232-34. – W. Künne schlägt für „Don Quijote is taller than H. N. Castañeda“ eine Analyse im selben Geiste vor, nämlich dem Sinn nach: $\exists x \exists y (\text{LautDonQuijote}(x = \text{Don Quij. Größe}) \wedge y = \text{Cast.s Größe} \wedge x < y)$ “; *J/P-Künne*, S. 266-67. Mindestens das dritte Problem besteht auch dabei.

$$C^*(a, a[R^2ub]) \wedge C^*(b, b) \rightarrow C^*(b, b[R^2au])^{140}$$

Das Problem ist, daß eine wirklich existierende Person auch in einer Fiktion auftreten kann und gemäß der Geschichte andere Eigenschaften haben kann, als sie wirklich hat. Beispielsweise ist eine Komödie denkbar, die sich einen Spaß daraus macht, den Präsidenten der Vereinigten Staaten als völlig machtlos hinzustellen. Dann wäre es mit Blick auf den Präsidenten *qua* Figur in dieser Komödie richtig zu sagen, der wirkliche Berliner Regierende Bürgermeister sei mächtiger als er. Doch außerdem existiert der Präsident auch wirklich. Die Konsequenz, daß der Berliner Regierende mächtiger ist als der US-Präsident *qua* wirklich existierende Person, ergibt sich nur deshalb nicht, weil der Inhalt der Komödie einem Geschichten-Operator untergeordnet ist. Das soll jedoch bei kulturalisierten Fiktionen nicht der Fall sein. Gibt es derartige fiktionale Gegenstände, die auch wirklich sind? Kaiser Friedrich II. hat es wohl wirklich gegeben, und der Legende nach sollte er einst wieder auftauchen, das Reich in Ordnung bringen und für Gerechtigkeit sorgen. Analog zum Weihnachtsmann, der lieben Kindern Geschenke bringt, gibt es demnach Friedrich II., der den Armen hilft. Für alle existierenden Armen würde gelten:

$$C^{**}_{\text{unsere Kultur}}(\text{Fr.-II.}, \text{Fr.-II.}[x \text{ helfen}]) \wedge C^*(x, x[\text{von Fr.-II. Hilfe bekommen}]),$$

und da „ $C^*(\text{Fr.-II.}, \text{Fr.-II.})$ “ wahr ist, folgte mit Orilias Prinzip „ $C^*(\text{Fr.-II.}, \text{Fr.-II.}[x \text{ helfen}])$ “. Sofern man demnach an der Operator-freien Analyse von Aussagen über kulturalisierte Fiktionen festhält, muß man sowohl das ursprüngliche Kompossibilitätsprinzip mit seiner Auszeichnung existenz-implizierender Relationen als auch Orilias Alternative aufgeben. Die Frage ist dann, wie die konjunktiven relationalen Analysen genauer zu verstehen sind und ob sie vor dem Hintergrund der übrig gebliebenen Prinzipien beinhalten, was sie beinhalten sollen. Man könnte das folgende Bedenken dagegen haben, daß gewöhnliche einfache Prädikationen in GT durch eine Konjunktion analysiert werden müssen: Der Wahrheitswert einer Konjunktion ergibt sich aus den Wahrheitswerten der Konjunkte. Dann müssen die Konjunkte jedoch für sich gesehen bereits Wahrheitsbedingungen haben. Doch wenn die Wahrheitsbedingungen des ersten Konjunktes „ $C^*(a, a[R^2ub])$ “ nicht derart sind, daß es das zweite Konjunkt „ $C^*(b, b[R^2au])$ “ impliziert, dann ist unklar, was „ $C^*(a, a[R^2ub])$ “ überhaupt besagen soll. Es besagt dann im Beispiel nicht, daß *a qua* wirklich existierend *b qua* wirklich existierend küßt, sondern bloß, daß *a qua* wirklich existierend *b* küßt, welchen existenziellen Status *b* auch immer haben mag.

Zwei Spezifikationen des Bedenkens kann man zurückweisen:

(a) Bedenkenträger: „Wenn der existenzielle Status von *a* in der Aussage nicht spezifiziert ist, dann bezieht sich „ $C^*(b, b[R^2au])$ “ auf gar keine eindeutige mögliche Tatsache, auf kein mögliches Element der Wirklichkeit, auf keine mögliche Facette der Wahrheit.“ Dem liegt eine

¹⁴⁰ Vgl. sein für *n*-stellige Relationen formuliertes (C^*10), S. 112. S. 118 verweist Orilia zwar zurück auf sein (C^*9), doch das muß ein Fehler sein, denn auf derselben Seite heißt es zuvor: „(C^*10) is a modified form of Castañeda [TSW]’s $S.C^*9$.“

anspruchsvolle Idee von einer Beziehung von Aussagen zu Tatsachen zugrunde, durch welche sie wahr werden. Das Problem verschwindet, wenn man Tatsachen mit wahren Propositionen identifiziert.

(b) Bedenkenträger: „Wenn der existenzielle Status von a durch das eine Konjunkt ‚ $C^*(b, b[R^2au])$ ‘ nicht spezifiziert ist, dann kann der Ausdruck für die Konsubstanziation nur einen eindeutigen Sinn bekommen, wenn ein Bedeutungspostulat der folgenden Art gilt:

$$\text{Für gewisse } R^2: C^*(a, a[R^2ub]) \rightarrow [C^*(b, b[R^2au]) \vee \exists i C^{**}_i(b, b[R^2au])].^{141}$$

Aber dann analysiert man das fragliche Konjunkt mittels einer Disjunktion, die selbst ein Disjunkt gleicher Form enthält, und das ist zirkulär.“ Ich denke tatsächlich, daß ein derartiges Postulat wesentlich ist. Doch ein als Bedeutungspostulat dienendes Konditional ist keine Definition des Antezedens durch das Sukzedens. Es muß als teilweise Explizitmachung von etwas, etwa eines Systems von Akzeptanzdispositionen, angesehen werden, das insgesamt die Bedeutung von ‚ C^* ‘ und womöglich zugleich die von ‚ C^{**} ‘ konstituiert.

Das wirkliche Problem ist, daß ohne jegliches Kompossibilitätsprinzip die beidseitig konsubstanziative relationale Prädikation nicht eindeutig beinhaltet, was sie soll.

$$C^*(a, a[R^2ub]) \wedge C^*(b, b[R^2au])$$

könnte bloß deshalb wahr sein, weil sowohl ‚ $C^*(a, a[R^2ub]) \wedge C^{**}_i(b, b[R^2au])$ ‘ als auch ‚ $C^{**}_j(a, a[R^2ub]) \wedge C^*(b, b[R^2au])$ ‘ wahr sind (für gewisse Einsetzungen für i, j). So ein Fall ist etwas seltsam, aber möglich, sofern jedenfalls der geschilderte Fall um Friedrich II. möglich ist. Wir könnten nicht eindeutig ausdrücken, daß a *qua* wirklich in R zu b *qua* wirklich steht. Das Problem läßt sich nicht beseitigen, indem man etwa ‚ $\neg C^{**}_i(a, a[R^2ub]) \wedge \neg C^{**}_i(b, b[R^2au])$ ‘ hinzufügt; denn wenn man sagt, a *qua* wirklich stehe in R zu b *qua* wirklich, so braucht man die korrespondierenden fiktionalen Aussagen nicht zu verneinen.

Was tun? Ich habe bereits erläutert, weshalb ich auch bei Aussagen über kulturalisiert-Fiktionalen eine Indizierung des Konsoziationssymbols für erforderlich halte. Man könnte vielleicht für Diskurse über kulturalisierte Figuren auch einen Kultur-Operator postulieren, der die Aussagen abschirmt. Doch formal bliebe es dabei, daß eine beidseitig konsubstanziative relationale Aussage aus einem Paar geeigneter teils konsubstanziativer, teils konsoziativer Aussagen folgt; und wenn diese Menge überhaupt einen umgangssprachlich ausdrückbaren Inhalt hat, ist es sicherlich nicht der gewünschte, daß zwei Individuen *qua* wirklich in Beziehung stehen. Ein kleinerer, lokaler Eingriff wäre dieser: Für die allseitig konsubstanziativen Relationsausagen nimmt man eine Variante der Konsubstanziation an, welche durch Orilias Kompossibilitätsprinzip verstärkt ist. Dann impliziert ‚ $C^*(a, a[R^2ub]) \wedge C^*(b, b)$ ‘ ohne jede Rücksicht auf die Wahrheit konsoziativer Aussagen ‚ $C^*(a, a[R^2ub]) \wedge C^*(b, b[R^2au])$ ‘, und das kann man tatsächlich so verstehen, daß a und b beide *qua* wirklich in R zueinander stehen. Ich werde im

¹⁴¹ D.h. wenn von a *qua* wirklich R^2ub gilt, dann gilt von b *qua* wirklich R^2au , oder es gilt für irgend eine Fiktion i von b *qua* i -fiktional, daß R^2au .

weiteren diese Variante nicht besonders herausheben, sondern unterstellen, daß „C**“ in beidseitig konsubstantiativen Kontexten entsprechend verstanden werden muß.

2.d Castañedas explizite Prinzipien für C in attribuierenden Kontexten erfordern besonders hinsichtlich der Beziehung von C** zu C* Korrekturen; es läßt sich jedoch ein ganz allgemeines Kopplungsprinzip für relationale Prädikationen in beiden Formen angeben.**

Während Castañeda die Konsoziation in *ThStrW* nur an Beispielen erläutert, setzt er in *ThLE11Fiction* zur Formulierung von Wahrheitsbedingungen für Aussagen nach dem Schema ‚C**(a, b)‘ an. In meiner Notation und mit einer Ergänzung lauten sie:

‚C**(a, b)‘ ist wahr gdw. gilt:

(i) die Gestaltungen a und b werden als dasselbe Objekt gedacht, ob nun als fiktionales oder als wirkliches; oder¹⁴²

(ii) b ist eine Erstreckung der Form *a[s glaubt (denkt, vermutet, bildet sich ein ...), daß u ϕ ist]*, und s glaubt (denkt, vermutet, bildet sich ein ...), daß a ϕ ist;

oder ...¹⁴³

„s“ soll eine Person bezeichnen; „u“ ist die Sondervariable; „ ϕ “ bezeichnet einen (d.h. ϕ ist ein) adjektivischer Ausdruck. Klausel (i) entspricht zweifellos dem halb-weltlichen Gebrauch des Konsoziationsbegriffs, (ii) dem attribuierenden. In *T83ClarkAntwort* kritisiert Castañeda seine beiden Klauseln und formuliert fünf neue. Die Kritik besagt, (i) mache zwar die „minimale Idee“ hinter dem Konsoziationskonzept klar, doch werde nicht richtig zwischen der gelegentlich durch einen Denker hervorgebrachten Konsoziation und der ausgearbeiteten Konsoziation unterschieden, die in eine fiktionalen Figur eingehe. Die neuen Klauseln passen allerdings zumindest oberflächlich betrachtet besser auf Attributionskontexte, und deshalb erwähne ich sie in diesem Zusammenhang. Die interessanten vier Klauseln bilden zwei Paare.

Zum ersten Paar B.1. – B**.1.:*

Mit Vorspann lauten das erste Paar (ich unterstreiche zweifelhafte Aspekte doppelt und füge in eckigen Klammern meinen Alternativvorschlag hinzu):

„Ich würde es jetzt vorziehen, die zwei Klauseln von (C**.T1) durch indizierte Klauseln wie die folgenden zu ersetzen, wobei ‚*‘ und ‚**‘ zur Linken eines Verbs konsubstantiative bzw. konsoziative Prädikation anzeigen und ‚ist-j‘ eine variable Kopula ist, wobei ‚j‘ über verschiedene Arten der Prädikation [„copulation“] variiert, ‚a‘ eine metalinguistische Variable ist, die über Individuenkonstanten variiert, und ‚u‘ über freie Variablen variiert: ...

B*.1. Zur Zeit t glaubt* x, daß a F ist-j \Leftrightarrow

¹⁴² Das „either“-„or“ im Text ist problematisch, sofern nicht näher bestimmt wird, worin das Denken als dasselbe Objekt gemäß (i) bestehen soll. Denn in dem Sinn, daß C**(a, b) für wahr gehalten werden kann, können auch Gestaltungen a und b gemäß (ii) als dasselbe Objekt gedacht werden.

¹⁴³ Siehe S. 201. - Im Original steht tatsächlich „etc.“, und Castañeda merkt ausdrücklich an, die Explikation müsse fortgeführt werden. - Die Ergänzung „und s glaubt ..., daß a ϕ ist“ entnehme ich *T83ClarkAntwort*, S. 374-75; ohne sie wäre (ii) eine nicht-empirische Klausel.

$$(\underline{x}, t) C^*(x, x[\underline{u}(u \text{ glaubt}^*, \text{ daß } a \text{ F ist-j})]).$$

$$[\Leftrightarrow \text{RB: } C^*_t(x, x[u \text{ glaubt}^*(\cdot), \text{ daß } a \text{ F ist-j})].]$$

B^{**}.1. Zur Zeit t glaubt^{**} x , daß a F ist-j \Leftrightarrow

$$(\underline{x}, t) C^{**}(x, x[u \text{ glaubt}^{**}, \text{ daß } a \text{ F ist-j})]).$$

$$[\Leftrightarrow \text{RB: } C^{**}_{i,t}(x, x[u \text{ glaubt}, \text{ daß } a \text{ F ist-j})].]^{144}$$

Allgemein kann man fragen: Wofür steht jeweils „ (x, t) “? Es kann kaum ein zweifacher Allquantor „ $\forall x \forall t$ “ sein. Da Castañeda zuvor ankündigt, die alte Formulierung durch indizierte Klauseln zu ersetzen und ansonsten kein Index zu erkennen ist, kann „ (x, t) “ nur der erforderliche Index sein. In meiner Reformulierung werde ich statt „ $(x, t) C^{**} \dots$ “ „ $C^{**}_{x,t} \dots$ “ schreiben.¹⁴⁵

B^{*}.1. weist ein paar Merkwürdigkeiten auf.

(i) Ein Index „ x, t “ ist im Analysans von B^{*}.1. nicht sinnvoll, da nur die Konsoziation, nicht die Konsubstanziation mit Indizes für Personen versehen werden soll. Allenfalls der Zeitindex ist bei der Konsubstanziation sinnvoll. Man sollte statt „ $(x, t) C^* \dots$ “ demnach wohl „ $C^*_t \dots$ “ lesen.

(ii) Die eckigen Klammern können nur für die ϕ -Erstreckung einer Gestaltung stehen. Wofür steht aber die Konstruktion „ $u(u\dots)$ “ innerhalb der eckigen Klammern? Innerhalb der eckigen Klammern, die für die ϕ -Erstreckung stehen, muß ein Ausdruck für eine monadische Eigenschaft stehen. Ich denke, die Konstruktion „ $u(u\dots)$ “ ist fehlerhaft, und in den eckigen Klammern soll bloß das Prädikat „ $u \text{ glaubt}^*, \text{ daß } a \text{ F ist-j}$ “ stehen. Das entsprechend modifizierte Analysans „ $C^*_t(x, x[u \text{ glaubt}^*, \text{ daß } a \text{ F ist-j})]$ “ würde dann angewandt auf die Gestaltung *der* G , also $c\{G\}$, zu „ $C^*_t(c\{G\}, c\{G\}[u \text{ glaubt}^*, \text{ daß } a \text{ F ist-j})]$ “, und das wäre nach Auflösung der Erstreckungs-Konstruktion dasselbe wie „ $C^*_t(c\{G\}, cu\{Gu, u \text{ glaubt}^*, \text{ daß } a \text{ F ist-j})]$ “.¹⁴⁶

¹⁴⁴ Siehe *T83ClarkAntwort*, S. 376; meine Übersetzung, aber mit allen typographischen Details.

¹⁴⁵ Andernfalls müßte konsequenterweise auch in der allerersten, hier nicht wiedergegebenen Klausel B.M.R ein Quantor „ (x) “ vorkommen, was nicht der Fall ist. Quantoren wären hier nur sinnvoll, wenn der ganze durch „ \Leftrightarrow “ gebildete Ausdruck ein objektsprachliches Bikonditional wäre, das insgesamt den Bereich des Doppelquantors bildet. „ \Leftrightarrow “ ist aber vermutlich ein metasprachliches Zeichen für die Äquivalenz von Ausdrücken. Vgl. etwa den Pfeil in den Prinzipienformulierungen in *PhLI-I-Structures*, S. 262ff., der laut S. 262 logische oder analytische Implikation ausdrücken soll.

¹⁴⁶ Angenommen es liegt kein Fehler vor. Dann müssen die runden Klammern in „ $u(u \text{ glaubt}^*, \text{ daß } a \text{ F ist-j})$ “ für Meinongsche Prädikation stehen. Man kann diesen Ausdruck allerdings nicht so verstehen, als sei er aus einer Instanz wie „ $s(s \text{ glaubt}^*, \text{ daß } a \text{ F ist-j})$ “ entstanden, indem man beide Vorkommen des Namens für eine Gestaltung „ s “ durch solche derselben Variablen u ersetzt. Denn diese vermeintliche Instanz ist kein wohlgeformter Ausdruck, da in den runden Klammern ein Satz und kein Prädikat steht. Also muß „ $u(u \text{ glaubt}^*, \text{ daß } a \text{ F ist-j})$ “ als Ausdruck angesehen werden, dessen Instanzen von der Art „ $s(u \text{ glaubt}^*, \text{ daß } a \text{ F ist-j})$ “ sind. Zur Verdeutlichung kann man das Prädikat in den runden Klammern ohne Variable u formulieren, d.h. als „ $u(\text{glaubt}^*, \text{ daß } a \text{ F ist-j})$ “. Dieses Prädikat muß man im Sinne des Prädikates „eine Gestaltung sein, die im Kern die Eigenschaft *zu glauben*^{*}, *daß a F ist-j*, enthält“. Das ganze Analysans wäre demnach zu verstehen im Sinne von „ $C^*_t(x, x[\text{eine Gestaltung sein, die im Kern die Eigenschaft } zu \text{ glauben}^*, \text{ daß } a \text{ F ist-j, enthält}])$ “, und das ergäbe angewandt auf die Gestaltung *der* G letztendlich „ $C^*_t(c\{G\}, c\{G, \text{eine Gestaltung sein, die im Kern die Eigenschaft } zu \text{ glauben}^*, \text{ daß } a \text{ F ist-j, enthält}\})$ “. Sofern das überhaupt einen

(iii) Wieso tritt im Analysans hinter „glaubt“ wieder das „*“ für die Konsubstanziation auf? Wenn eine gewöhnliche Aussage wie „Peter läuft*“ oder „Peter ist* müde“, die durch Hinzufügung von „*“ zum Prädikat als konsubstanziativ zu verstehende gekennzeichnet wird, in GT wiedergegeben wird, dann ergibt sich doch „C*(Peter, Peter[läuft/ ist müde])“ und nicht „C*(Peter, Peter[läuft*/ ist* müde])“. Es nicht zu sehen, wieso das bei dem Prädikat „glaubt*, daß...“ anders sein soll.

Zu B**₁:

(i) Bei aller Parallelität zu B*.1. fehlt hier die seltsame „u(u...)“-Konstruktion; nur die schließende, sinnlose Klammer steht dort.

(ii) Der Index „x“ an „C**“ ist ganz unplausibel. Denn hinter dem Doppelpfeil in „glaubt**“ kann sich doch keine Konsoziation verbergen, die unbedingt auf x's Glauben beruhen muß. Vielmehr ist eine sinnvolle Instanz der linken Seite des Doppelpfeils etwas wie „Zur Zeit nach der ersten Begegnung glaubt**_(im Faust) Faust, daß Gretchen begehrenswert ist*. Der richtige Index wäre dann „Goethes *Faust*“. In meiner Alternativformulierung oben habe ich einen schematischen Index „i“ gesetzt.

(iii) Wie zuvor das „*“ scheint mir hier das „**“ in „u glaubt**, daß ...“ mindestens überflüssig.

Zum zweiten Paar B*(**).1. - B*(**).2.:

Das zweite Klauselpaar lautet:

- „B*(**).1. Zur Zeit t glaubt* x, daß a F ist-j ⇔
 (x, t) C**(a, a[u(Fu)]).
 [RB: ⇒ C**_{x,t} (a, a[Fu])]
- B*(**).2. Zur Zeit t glaubt* x, daß a F ist-j ⇔
 (x, t) C**(a, a[u glaubt, daß u F ist-j]).“
 [sic! „believes“ im Analysans ohne „*“.]
 [RB: ⇒ C**_{x,t} (a, a[x glaubt, daß u F ist-j]).“

(i) B*(**).1. entspricht am ehesten Klausel (i) in der Charakterisierung der Wahrheitsbedingungen in *ThLE11Fiction*. Doch der Doppelpfeil kann schon deshalb nicht stimmen, weil aus der rechten Seite nicht hervorgeht, ob „a F ist-j“ geglaubt, vermutet, oder gedacht wird. Auch der Charakter der Kopula „ist-j“ ist nicht festgelegt. Es kann also nur eine Implikation von links nach rechts vorliegen.

(ii) B*(**).2. entspricht recht gut der alten Klausel (ii). Das erste „u“ in „u glaubt, daß ...“ muß zweifellos durch ein „x“ ersetzt werden, da „a“ für den Gegenstand der Überzeugung und nicht für die glaubende Person steht. Nach dieser Korrektur ist jedoch fraglich, ob in die-

Sinn ergeben soll, muß die Gestaltung $c\{G, \text{eine Gestaltung sein, die im Kern die Eigenschaft zu glauben*}, \text{daß } a \text{ F ist-j, enthält}\}$ mit der Gestaltung $c\{G, \text{glauben*}, \text{daß } a \text{ F ist-j}\}$ konflatiert sein. Dann ist die zuletzt angegebene Aussage jedoch genau dann wahr, wenn „C*_t (c{G}, cu{Gu, u glaubt*, daß a F ist-j})“ wahr ist, also genau dasselbe, was sich als Analysans ergeben hat, wenn man die Konstruktion „u(u...)“ ignoriert.

ser Konstruktion das Konsoziationssymbol wirklich mit einem Index für eine Person versehen werden muß. Die Person, um deren Überzeugung es geht, ist doch bereits im Prädikat genannt. Wenn die Konstruktion wirklich „Zur Zeit t glaubt* x , daß a F ist- j “ wiedergeben soll, dann ist die ursprüngliche Fassung in *ThStrW* einleuchtender, in der die Konsoziation ohne personalen Index auftritt.¹⁴⁷

(iii) Wie aus der Diskussion des ersten der beiden folgenden Probleme hervorgehen wird, muß der Doppelpfeil auch in $B^{**}.2.$ durch einen Pfeil von links nach rechts ersetzt werden.

Problem 1:

Drei der diskutierten Klauseln, nämlich $B^*.1.$, $B^{**}.1.$ und $B^{**}.2.$, besitzen dieselbe linke Seite. Wenn die Doppelpfeile korrekt sind, müßten insbesondere die rechten Seiten der ersten und der letzten Klauseln ($B^*.1.$ und $B^{**}.2.$) äquivalent sein, d.h. mit meinen Korrekturen:

$$,C^*_t(x, x[u \text{ glaubt}(*), \text{daß } a \text{ F ist-}j])' \Leftrightarrow ,C^{**}_t(a, a[x \text{ glaubt}, \text{daß } u \text{ F ist-}j])'$$

Doch dann müßte die konsoziative Klausel die konsubstantiative implizieren. F. Orilia schlägt in *GuiseTheory* eine solche Äquivalenz vor und bemerkt dazu, Castañeda habe sie im Gespräch abgelehnt und auf eine bloße Implikation von links nach rechts einschränken wollen.¹⁴⁸

Ein Grund dürfte sein, daß die Äquivalenz einer Reduktion der Konsoziation im attribuierenden Gebrauch nahe kommt.¹⁴⁹ Ein spezifischerer Grund ergibt sich, wenn man Castañedas Konzeption der kulturalisierten fiktionalen Entitäten akzeptiert. Dann gibt es nämlich mit Sicherheit wahre Aussagen der Art

$$,C^{**}_{\text{unsere Kultur}, t}(\text{Faust}, \text{Faust}[u \text{ glaubt}, \text{daß } \text{Gretchen} \text{ begehrenswert ist}])'$$

die wohl ebenfalls konsoziative Aussagen der Form $,C^{**}_t(a, a[x \text{ glaubt}, \text{daß } u \text{ F ist-}j])'$ implizieren, aber keine konsubstantiative Aussage. Da ich in bezug auf die Wahrnehmungstheorie mit dem Konsoziationskonzept arbeiten möchte, folge ich hier der orthodoxen Linie. $B^{**}.2.$ muß demnach zu einer bloßen Implikation abgeschwächt werden.

Es fragt sich allerdings, ob es gar keine interessante Implikation von $,C^{**}_t(a, a[x \text{ glaubt}, \text{daß } u \text{ F ist-}j])'$ gibt. Eine Aussage dieser Form scheint nur wahr sein zu können, wenn von x *entweder* konsubstantiativ *oder* konsoziativ präzifizierbar ist, daß es glaubt, daß a F ist- j ; also:

$$\begin{aligned} & ,C^{**}_t(a, a[x \text{ glaubt}, \text{daß } u \text{ F ist-}j])' \\ \Rightarrow & ,C^*(x, x[u \text{ glaubt}, \text{daß } a \text{ F ist-}j]) \vee \exists i \exists t C^{**}_{i, t}(x, x[u \text{ glaubt}, \text{daß } a \text{ F ist-}j])' \end{aligned}$$

Das ähnelt dem Bedeutungspostulat, das ich hinsichtlich des halb-weltlichen Gebrauchs der Konsoziation akzeptiert habe:

¹⁴⁷ In meiner Alternativklausel habe ich zur Vorsicht „ $x??$ “ als Index geschrieben. – Daß der personale Index hier problematisch ist, erkennt man, wenn man probenhalber einen anderen Index als „ x “ setzt. $,C^{**}_{i, t}(a, a[x \text{ glaubt}, \text{daß } u \text{ F ist-}j])'$ scheint eher eine Umsetzung von „ i glaubt/denkt zu t , daß x von a glaubt, daß es F ist- j “.

¹⁴⁸ Siehe *GuiseTheory*, S. 135; Orilia schreibt „biconditional“ und „conditional“, da er sein Prinzip als objektsprachliches Axiomenschema formuliert.

¹⁴⁹ Es ist kein Zufall, daß die Konsoziation in Orilias eigenem System keine Rolle spielt; siehe seine Erklärung in *GuiseTheory*, S. 136.

Für gewisse R^2 : $C^*(a, a[R^2ub]) \rightarrow C^*(b, b[R^2au]) \vee \exists i C^{**}_i(b, b[R^2au])$.

Ich möchte auf dieser Grundlage ein allgemeines Prinzip für die Kopplung von Konsubstantiation und Konsoziation bei beliebigen relationalen Prädikationen vorschlagen :

(REL^{*/**}) Für gewisse R^2 gilt:

$$C^*(a, a[R^2ub]) \vee C^{**}_{(j,t)}(a, a[R^2ub]) \\ \rightarrow C^*(b, b[R^2au]) \vee \exists i \exists t C^{**}_{i,t}(b, b[R^2au])^{150}$$

Das gilt sowohl für weltliche als auch für intentionale R^2 . Allgemein gilt es für alle R^2 , die man als kontingent in dem Sinn bezeichnen kann, daß auf sie zutrifft: ‚MÖGLICH $\exists x [\exists y C^*(x, x[R^2uy]) \wedge \exists z C^*(x, x[\neg R^2uz])]$ ‘.¹⁵¹

Problem 2:

Das zweite Problem hat R. Clark in *T83Clark* formuliert: ‚ $C^*(a, a[u \text{ denkt an } b])$ ‘ ist unproblematisch, ebenso ‚ $C^{**}(b, b[a \text{ denkt an } u])$ ‘. Doch was ist mit der konsubstantiativen Variante des letzteren, d.h. mit ‚ $C^*(b, b[a \text{ denkt an } u])$ ‘? Wenn das grundsätzlich falsch ist, dann enthalten Konsubstantiationsbündel niemals Gestaltungen mit Kerneigenschaften der Art *von a gedacht werden* oder *von a für ein F gehalten werden*. Wenn es wahr sein kann, dann folgt nach den Prinzipien der Konsubstantiation gegebenenfalls für jede beliebige Gestaltung g, die *de facto* mit b konsubstantiiert ist, auch ‚ $C^*(g, g[a \text{ denkt an } u])$ ‘, obwohl sicherlich nicht für alle g auch ‚ $C^{**}(g, g[a \text{ denkt an } u])$ ‘ wahr ist.¹⁵² Castañeda geht in *T83ClarkAntwort* auf viele Mißverständnisse Clarks ein, doch diese Frage entscheidet er nicht eindeutig. Sämtliche Eigenschaften der Art *von a gedacht werden* aus konsubstantiierten Gestaltungen auszuschließen scheint mir die Schönheit des Systems zu lädieren. Ich akzeptiere daher in einer Variante einen Vorschlag von Orilia und betrachte ‚ $C^*(b, b[a \text{ denkt an } u])$ ‘ als äquivalent mit ‚ $\exists x [C^*(x, b) \wedge C^{**}(b, b[a \text{ denkt an } u])]$ ‘.¹⁵³

¹⁵⁰ Darin sind im Grunde zwei Prinzipien, nämlich ‚ $C^*(a, a[R^2ub]) \rightarrow C^*(b, b[R^2au]) \vee \exists i \exists t C^{**}_{i,t}(b, b[R^2au])$ ‘ und ‚ $C^{**}_{(j,t)}(a, a[R^2ub]) \rightarrow C^*(b, b[R^2au]) \vee \exists i \exists t C^{**}_{i,t}(b, b[R^2au])$ ‘, zusammengezogen. Es ist übrigens nicht einsichtig, daß allgemein gilt ‚ $C^{**}_{j,t}(a, a[R^2ub]) \rightarrow C^{**}_{j,t}(b, b[R^2au])$ ‘. i könnte für eine kulturalisierte Fiktion stehen, in der es eine von a bezeichnete Person und einen von b bezeichneten Gegenstand gibt. Wenn ‚ R^2 ‘ eine intentionale Relation bezeichnet, ist im Sukzedenz der Index i unpassend.

¹⁵¹ Nicht in diesem Sinn kontingent wäre etwa eine Relation R^2 , die sich in der Form ‚ $R^2xy := F^1x \wedge (G^1y \vee \neg G^1y)$ ‘ analysieren läßt.

¹⁵² Siehe *T83Clark*, S. 113-14 und 128 Anm. 3a. Die Implikation ist genauer folgende: ‚ $C^*(a, a[F]) \wedge C^*(b, a)$ ‘ impliziert wg. Transitivität von C^* ‚ $C^*(b, a[F])$ ‘, und das impliziert aufgrund des Nachbarschaftsprinzips für C^* ‚ $C^*(b, b[F])$ ‘.

¹⁵³ Siehe Orilia, *GuiseTheory*, S. 132; er denkt eher an eine Äquivalenz mit ‚ $\exists x [C^*(x, b) \wedge C^*(a, a[u \text{ denkt an } b])]$ ‘. – Es ist wichtig, daß diese Äquivalenz nicht auch im Fall *negierter* Eigenschaften wie ‚ $\neg(a \text{ denkt an } u)$ ‘ gilt, sonst ergeben sich Widersprüche. – Nach meiner Erläuterung reicht es für die Wahrheit von ‚ $C^*(b, b[a \text{ denkt an } u])$ ‘ aus, daß a eine kulturalisierte fiktionale Figur ist und ‚der Legende nach‘ an ein Individuum c denkt, das *de facto* dasselbe wie b ist. Ich sehe nicht, wieso man nicht sagen sollte, daß der 1142 m hohe Berg im Harz die Eigenschaft hat, daß Faust an ihn denkt, d.h. daß $C^*(\text{der 1142 m hohe Berg im Harz}, \text{der 1142 m hohe Berg im Harz}[Faust \text{ denkt an } u])$.